



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Neundwanzigster Jahrgang.

N^o 6.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die „Donna Anna“.

Roman

von

Rosenthal-Bonin.

(Fortsetzung.)

Neuntes Kapitel.

Dort, wo das gelbe Wasser des Elbstroms mit den grünen, schweren Salzwogen der Nordsee sich mischt, die Ebbe sich mächtig, buchtartig erweitert, indem die Ufer weit zurücktreten, um den gewaltigen größeren Fluten des Meeres Platz zu machen, liegt das Städtchen Cuxhaven, bestehend aus einigen gewundenen Straßen, von denen eine Reihe Matrosenschenken den lebhaftesten Theil bilden, und Docks, Lootsenstation, Quarantänehaus, Leuchtturm und sonstige zu einem guten Seehafen gehörige Bauten, welche theils am Lande liegen, theils in das bewegliche Element sich hinein erstrecken.

In einer der abgelegensten Straßen des stillen Ortes wohnt in einem ärmlichen Stübchen eine alte Frau, deren verwitterte Rüge von entschieden israelitischem Gepräge noch immer auf einstige vornehme Schönheit deuteten. Jetzt bietet aber das bleiche, längliche Gesicht der fünfzigjährigen Frau jenes traurige, wehmüthsvolle Gepräge dar, das Kummer und Noth schönen und edlen weiblichen Rügen um so ergreifender, je schöner sie einst gewesen, zu verleihen pflegen.

Die Frau sollte, so sagte man in Cuxhaven, reiche Verwandte in Hamburg besitzen; — diese Verwandten, erzählte man ferner, hätten sie verstoßen und ihr eine Leibrente ausgesetzt, die so klein sei, daß die Frau sich nur nothdürftig erhalten könnte, wenn sie sehr fleißig, wie sie das auch that, an jenen langen, bunten, schlauchartigen wollenen Shawls stricke, welche zur Ausrüstung eines guten Matrosen, sobald er das Land betritt, gehören. Man begegnete der stillen, schweigsamen Alten trotz ihrer Armuth mit allgemeiner Achtung, ob in Folge jener Gerüchte oder ob ihre persönliche Erscheinung diese einflößte — vielleicht wirkte Beides zusammen.

Die alte, eifrig strickende Frau, die tagtäglich, das Wetter mochte sein wie es wollte, zur Flutzeit auf den Hafendamm hinausging, ihren altmodischen schwarzen Regenschirm mit dem Messinggriff als Stod gebrauchend, die scharfen, tiefschwarzen Augen stets zur Erde gesenkt, war eine allgemein bekannte Figur in Cuxhaven.

Die Frau empfing vierteljährlich ihre Anweisung aus Hamburg, das war der einzige Verkehr, den sie mit der Außenwelt zu haben schien, abgesehen von ihrer Shawlstrickerei, deren Erzeugnisse sie stets an ein und dasselbe Geschäft ab-lieferte. — Um so mehr erregte es Aufsehen in dem kleinen Dörfchen, als eines Tages der Polizeidiener diese Frau auf's Amt zitierte und die Leute steckten die Köpfe

zu den Fenstern hinaus, wie die alte Dame in Begleitung des Polizeiboten durch die stillen Straßen auf's Amt wanderte.

„Fräulein Elmenreich,“ sprach der Beamte, als die Dame bei ihm erschienen war, „haben Sie Verwandte oder Bekannte in Rotterdam, vielleicht auf der Polizei dort?“

Die Dame verneinte.

„Alte Schuldner vielleicht in Holland?“ forschte der Beamte.

„Nein, sicherlich nicht,“ sprach die Dame, etwas unsicher aufblickend.

„Nun das ist wunderbar — der Absender muß ein kurioser Kauz sein, das schadet aber der Sache nichts, Fräulein. Sie werden's gebrauchen können; da ist auf dem Hamburger Polizeiamt ein Brief aus Rotterdam amtlich eingelaufen, in diesem Schreiben stand: anbei zehn Gulden an Fräulein Rebekka Elmenreich, geboren in Hamburg 1820, abzugeben — aber nur in dem Fall, wenn das Fräulein die Namen zweier Brüder — nun wie heißen diese, Fräulein Elmenreich? — richtig angibt. — Wie heißen

Ihre Brüder, Fräulein?“ forschte der Polizeivorstand mit Amtsmiene — „davon hängt die Ausbändigung der Summe ab.“

„Samuel und Jsaak,“ gab das Fräulein sehr erstaunt zurück.

„Ja, das stimmt. — Hier, Fräulein, sind Ihre zehn Gulden. Lassen Sie sich diese gut bekommen, wünsche baldige Wiederholung. Bitte, quittiren Sie, der Brief bleibt hier. Kennen Sie die Handschrift vielleicht?“ frug der Beamte, den Brief der alten Dame zeigend.

Diese betrachtete die großen dicken Schriftzüge genau.

„Nein, sie ist mir völlig unbekannt,“ erwiderte sie.

„So war unser Geschäft beendet,“ sprach der Aktuar.

„Adieu, Fräulein.“

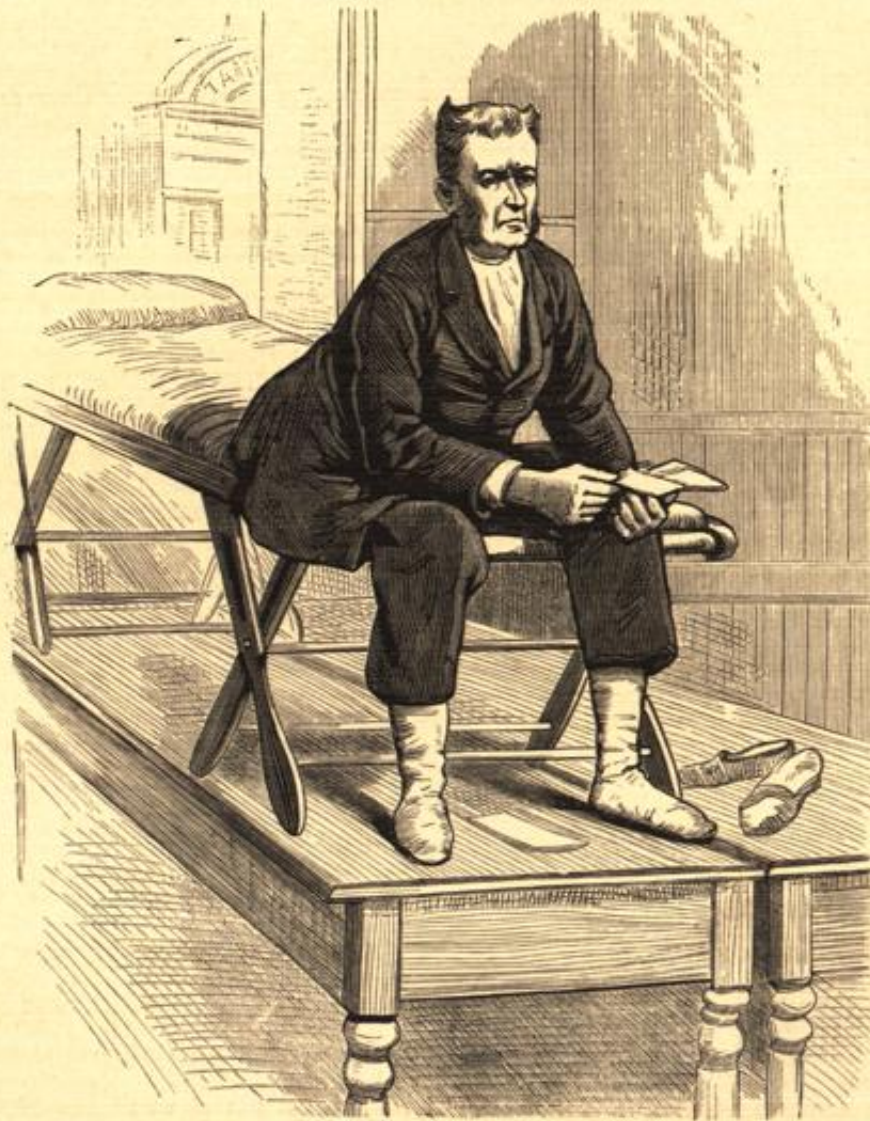
„Adieu, mein Herr,“ flüsterte die alte Dame knixend und verließ das Bureau. In tiefen Gedanken wanderte sie die Straße hinab.

„Von Rotterdam,“ murmelte sie auf dem Heimweg, „ich kenne keine Seele in Rotterdam... Er ging nach Batavia... er ging nach Batavia.“

Einige Tage später sah Herr Blomkist in seinem Bureau und öffnete einen aus Deutschland gekommenen Brief. Er lachte vergnügt. „Geld findet doch noch immer seinen Mann oder vielmehr hier seine Frau. Wie lange hätte ich da herum-schreiben müssen bei den verschiedenen Aemtern, bis die Person ausfindig gemacht worden wäre! So kostet das einen Geldbrief mit zehn Gulden, Polizei und Post wirken zusammen und die Person ist sofort da, ohne daß ich mich habe vorzeitig zu demaskiren brauchen, was nicht immer gut ist.“ Herr Blomkist rieb sich die Hände und las: „Der verehrlichen Polizeidirektion Rotterdam, Abtheilung V, Zimmer Nr. 7 wird hiemit zur Kenntniß gebracht, daß dem völlig glaubwürdig legitimirten und hierorts dem Polizei-aktuar persönlich wohlbekannten Fräulein Rebekka Elmenreich — nach richtiger Nennung der Namen ihrer Brüder Samuel und Jsaak — der uns amtlich über-mittelte Betrag von zehn Gulden hellän-disch, obwohl das nicht in das Bereich unserer Thätigkeit gehört, eingehändigt worden, worüber Quittung vorliegt. Cuxhaven zc. zc.“

„Also die Person lebt noch,“ sehte Herr Blomkist sein Selbstgespräch fort. „Das ist mir sehr wichtig. Wie kommt nun das Buch in den Koffer jenes französischen Diamantschneiders? In welchen Beziehungen steht jener Mann zu diesem Fräulein? Wir wollen unsern Faden vorsichtig nach Cuxhaven spinnen, vielleicht bleibt der Flüchtling in diesem bis jetzt noch spinnwebartigen Neze hängen.“

Als am nächsten, dem verabredeten, Tage Paul Eiders nach Rotterdam zum Schiff sich begeben wollte, zeigte sich, daß er seiner erschöpften Natur doch zu viel zugetraut — anstatt sich zu schonen, arbeitete er fleißig die Geschäfte des behaglichen Klas und studirte dann bis spät in der Nacht in den Büchern des Fräuleins, um mit diesem, wenn er



Ein Held im Hungern, Dr. Henry Tanner. (S. 63.)

wie gewöhnlich, Mittags in den Garten sich begab, über das Gelesene sprechen zu können, — so kam es, daß der junge Mann am Morgen im Fieber lag und das Bett nicht verlassen durfte. — Der Kapitän brummte und schimpfte über die Unvorsichtigkeit des Menschen. Er hätte heute beim Einbringen der Ladung helfen sollen. — Da er gut schrieb, was Halim nicht verstand — die Ladscheine ausstellen, das Einbarken kontrollieren, Listen an Bord aufstellen, diese auf dem Zeekantor angeben und andere dergleichen Verrichtungen mehr — Geschäfte, die sonst der Kapitän besorgte, den diesmal jedoch eine plötzlich notwendig gewordene Reise drei Tage von Rotterdam ferne hielt. Nun hätte der Kapitän zu diesen Verrichtungen allerdings, wie das oft vorkam, Agenten mieten können — das aber sind Allerweltschwärzer, mit Jedermann bekannt, Neuzugsträger — wie van Heeren sie nannte — durch diese wäre sein Fortbleiben bei der Einladung an die große Glocke gehängt worden und das wollte der Kapitän vermeiden, denn seine Reise sollte völlig geheimnisvoll bleiben, gar Niemanden auffallen — van Heeren gab also Ordre, mit Ladung der Donna drei Tage zu warten, und reiste in derselben Nacht mit dem Schnellzuge nach Bremen ab.

Er kam am Mittag dort an, trug eine blaue Brille, hinkte und suchte einen ihm altbekannten Schiffer auf. Die Beiden begrüßten sich wie alte Kameraden, die sich vollständig verstanden.

„Janzen,“ begann der Kapitän, nachdem er die Brille abgenommen. „Ich habe wieder ein Geschäft!“

Hinert Janzen nickte.

„Es sind siebenunddreißig Stückfässer Rheinwein à tausend Liter genau — das heißt solche mit Wasser gefüllt und als Rheinwein im Ladeschein — bis zum 14. Juli nach Hamburg an meine Adresse zu bringen.“

Janzen nickte.

„Wenn Du nicht versicherst, fragt kein Mensch darnach, ob Wein oder Wasser im Faß ist.“

Janzen nickte mit seinem dicken grauschwarzen Kopf wieder.

„Laß Dich durch keine Depeschen, durch keine Briefe, die Du von mir bekommst, es werden zwei eintreffen, irre machen.“

Janzen lächelte etwas, daß der Kapitän ihm das zuzutrauen schien.

„Komm pünktlich an und mach's vorsichtig. — Zweitausend Thaler, Janzen!“

Der Schiffer nickte wieder.

„Abgemacht, Janzen?“

„Abgemacht,“ sagte dieser, das erste Wort, welches er bei dieser Unterhandlung sprach, in die dargereichte Hand des Kapitäns schlagend.

„Jetzt wollen wir zu den Schiffen,“ meinte der Kapitän und Beide gingen zu dem „kleinen Hafen“ hinaus, wo Janzen zwei Schooner hatte.

Der Kapitän suchte für die Fahrt einen sehr niedrigen, tief gehenden aus.

Zwei Stunden später war Kapitän van Heeren schon wieder auf der Rückreise in die Niederlande. Am dritten Tag Mittags stand er unversehens vor seinem Hause und fand den jungen Mann noch krank; der Kapitän sah eilig und ließ sich dann in die Stadt hinüber rudern, wo er sofort die Ladung der Donna Anna in's Werk setzte. Seine Abwesenheit war gar nicht bemerkt worden. In vier Tagen war die Einschiffung der Güter für Hamburg beendet, und Paul auch so weit wieder hergestellt, daß er im Garten umhergehen konnte.

Wieder traf es sich, daß der Neger Gese mit dem jungen Mann lebhaft sich unterhaltend im Garten fand, und wieder erschien jenes blühartig blutrotte Ausleuchten in den Augen des Afrikaners.

Gese zeigte sich auch heute gegen den Neger freundlicher als sonst, — man merkte ihr aber an, wie schwer ihr das wurde, und die Alles sehenden Augen des Negers nahmen dieß gleichfalls wahr, seine gemessene, freundliche Freierlichkeit gegen den neuen Schiffskameraden blieb jedoch unverändert.

„Wir gehen morgen in See, Kamerad,“ sprach er er-muthigend zu Paul. „Die Seelust wird Sie bald völlig gekräftigt haben.“

„Ja,“ stimmte der Kapitän zu, „die Seelust ist eine stählerne Klinge, so scharf, so biegsam, so blank, so grimmig, — das merken wir oft, wenn die Luft anders will als wir — und ein stählendes Bad zugleich, sie macht den Menschen frisch, gesund, kühn und stark; sehen Sie mir an, Sivers, daß ich neunundsechzig Jahre und zehn Monat alt bin? Ich vertrage ein halb Duzend steife Groggs zum Frühstück und biege ein Hufeisen, wenn's sein muß, wie der alte König von Sachsen, wie hieß er doch — Gustav — Heinrich?“

„August der Starke,“ fiel Paul ein.

„Na ja, das wissen Sie, Sie sind ein Aechtes Haus-scheint's, etwas zu gelehrt beinahe für die See,“ fuhr der Kapitän fort, „schadet aber auch nichts, ich kenne einen Advokaten, der Bücher geschrieben hat und später der größte Schmuggelkapitän Hollands geworden ist. Sie haben ihn nie bekommen,“ lachte der Kapitän vergnügt. „Also morgen, da geht's in die wogende See,“ sprach van Heeren weiter, die bekannte Liebeströppe als Versprechend: „dann heißt's: Liebchen, ade,“ hiebei sah er beziehungsweise den Neger an, der sich zum Lächeln zwang. — „Jetzt nehmen Sie Abschied von meiner Tochter, Halim,“ fuhr der Ka-

pitän fort. „Meine Tochter wünscht uns Gutes, — wir brauchen das zu unserem Unternehmen und die schönen Damen bringen dem Schiffer immer Glück.“

Der Neger wartete erst, daß Gese ihm die Hand reichte, sie that dieß, der Afrikaner ergriff die schmale, weiße Hand mit der einen und legte seine andere darauf.

„Auf fröhliches Wiedersehen!“ sprach er dann mit tiefer Stimme und verneigte sich vor dem Fräulein mit der ihm eigenen stolzen Ehrerbietung.

Bald darauf verließ er das Haus.

Gese suchte im Laufe des Tages noch ungestört ihren Schützling zu sprechen. „Sie werden uns morgen verlassen,“ sagte sie in ihrer einfachen, herzlichen Weise. „Ich habe eine seltsame Sympathie für Sie gefaßt in der kurzen Zeit, seitdem ich Sie kenne, ich wünsche Ihnen Gutes und deshalb warne ich Sie, auf der Hut zu sein vor diesem Schwarzen.“

„Ihre Fremdblickheit und Theilnahme für einen armen Fremdling, verehrtes Fräulein,“ erwiderte der junge Mann, „legt mir eine so große Schuld der Dankbarkeit auf, daß kein Dienst, den ich Ihnen jemals erweisen könnte, mir scheint diese abtragen zu können. — Seien Sie versichert, gnädiges Fräulein,“ fuhr der junge Diamantschleifer fort, „daß ich mein Leben an das Ihre für ewig verknüpft halte, das heißt in dem Sinne, wie ein treuer Diener zu einer edlen Herrin aufschaut.“

„Nicht Diener,“ fiel das Fräulein mit zitternder Stimme ein, „nicht Diener, sondern Freund sind Sie mir geworden — von dem Augenblick an, als ich Sie in Ihrem Elend vor mir sah, fühlte ich für Sie wie für einen Bruder. Ein Zauber bemächtigte sich meines Herzens, eine Lücke fand ich plötzlich ausgefüllt, mein Leben hatte einen Mittelpunkt, der mir bisher fehlte, von jenem Moment an hatte ich für Jemand zu sorgen, an Jemand zu denken und so werden meine Gedanken Sie auch auf das Meer hinausbegleiten. — Mögen sie Ihr Schutzgeist sein, Sie bedürfen dessen.“

Der junge Mann war von diesen Worten tief erschüttert worden. — „Wodurch habe ich diese Theilnahme verdient, Fräulein?“ erwiderte er ernst, „ich weiß es nicht — ich verehere Sie, wie ich noch nie ein Weib verehere habe. — Ich habe meine Mutter nie gekannt, ich weiß nicht, wie man eine Schwester liebt, ich hatte noch nie einen Freund. — Für Sie, Fräulein, habe ich ein Gefühl, wie es für alle diese sein muß. Es ist edler, es ist stärker, es ist höher als jene Liebe, die den Mann an das Weib knüpft. — Ich vertraue auf den Schutzgeist, den Sie mir mit-senden. — Aber bedarf ich dessen?“ frug Paul.

„Leider ja,“ flüsterte Gese mit unterdrückter Stimme, „mein Vater hat etwas Heimliches vor, darauf deutet Alles, was er seit einiger Zeit thut und treibt. Jener Neger ist ihm dabei behülfflich, — ich halte diesen jedoch für tückisch und grausam-selbstsüchtig, er wird auch meinen Vater verlassen, wenn dieß sein Vortheil erheischt. Darum geben Sie auf diesen Menschen Acht, beobachten Sie ihn scharf in Bezug auf sich und lassen Sie sich nicht von seiner Maske täuschen — der Mann hat seine Züge und sein Wesen wie wenige Menschen in seiner Gewalt.“

Der Kapitän trat in den Garten heraus und beendete dadurch die Unterhaltung.

Er nahm seine Tochter unter dem Arm, er hatte mit ihr noch mancherlei häusliche Angelegenheiten in Bezug auf seine Abwesenheit zu besprechen.

Am Abend war es Gese noch einmal möglich, ohne daß es auffiel, ihrem Schützling sich zu nähern.

„Schreiben Sie von Hamburg aus, wie Sie angekommen, geben Sie überhaupt mir regelmäßig Mitte und Ende Monats Nachricht von Ihrem Leben — es wird dieß mich freuen,“ schloß sie, ihm die Hand reichend.

Der junge Mann bedankte sich für die Erlaubniß, die ihm ein köstliches Geschenk, wie er sich ausdrückte, dünkte. Der Kapitän nahm den neuen Seemann in sein Arbeitszimmer und ließ sich einige Waarenlisten von ihm kopieren, indessen Gese in tiefen, bangen, sorgenvollen Gedanken befangen in ihrem Zimmer saß und zu den Lichtpunkten der Stadt, dem Gewirr der Hunderte von Laternen hoch oben an den Masten der Schiffe, in die Nacht hinaus sah.

„Welch ein wunderbares Verhängniß führte mir diesen Mann entgegen,“ murmelte sie, „und welche Gefühle bewegen mich so tief, so mächtig?“ frug sie sich. „Ist das Liebe? — Nein,“ sagte sie sich nach langer Pause, „das ist weniger und mehr als Liebe. Aber was ist mir dieser Mensch denn, daß ich mich so um ihn sorge — daß mein Herz in solcher Weise für ihn bangt und bebt?“ — Gese sann noch lange, fand jedoch keine Antwort auf diese Frage.

Drittes Kapitel.

Am nächsten Morgen früh drei Uhr mit Eintritt der Ebbe lichtete die Donna Anna die Anker und langsam fuhr der schwer beladene Dampfer in das gelbliche Maaswasser hinaus.

Auf dem Schiffe befanden sich außer dem Afrikaner nur sechs wetherharte, schweigsame Matrosen, Paul Sivers gleichfalls in Seemannskleidung, die er an Bord gefunden, und zwei Heizer.

Die Zeit hatte nicht gereicht, Paul als Hülfsmann auf dem Hasenamt in Rotterdam einschreiben zu lassen, wie es die Vorschrift erforderte, und dem Kapitän war es ganz lieb so, weil er auf diese Weise nicht zu sagen brauchte, daß er einen Handwerker, einen Diamantschneider als Seemann

auf sein Schiff genommen. — Wenn man auch keinen Verdacht gehabt, — und weßhalb sollte man welchen hegen? — so könnte man sich darüber doch vielleicht gewundert haben, und auch dieß Verwundern wollte der vorsichtige Kapitän vermeiden.

Der Lauf des Schiffes wurde schneller und man glitt vorüber an flachen Ufern mit Windmühlen, einmündenden Kanälen, an einzelnen Gehöften, Dörfern, Städten und vielen Schiffen dem Meere zu; gegen Mittag kam ein Lootse auf den Dampfer, das Wasser zeigte sich unruhiger, das Land wich zurück und vor dem Auge Paul's, der mit Taurollen beschäftigt wurde, breitete sich jetzt die wogende lichtgrüne Nordsee aus. Rauch von fernem Dampfern lag dort auf dem Wasser und weiße Segel blinkten weit umher in der Sonne, während mächtige Schiffe in der Nähe stolz dahinzogen.

Bald jedoch trübte sich dieß schöne Schauspiel für den neuen Seemann sehr bedenklich, er wurde seckrauf und mußte in seine Koje hinabgehen und sich dort zu Bette legen.

Auf dem Schiffe hatte sich Niemand besonders um ihn bekümmert; — er schien überhaupt bei dieser ersten Reise nicht sehr wichtig zu sein, denn man verlangte nicht nach ihm, und so lag denn Paul, von dem Schiffskoch hie und da besucht und gepflegt, und machte seine Prüfungszeit durch, welche Neulingen auf dem Meer selten erspart bleibt.

Als ihm am vierten Tag besser war und er auf das Deck kam, beschrieb die Donna schon einen großen Bogen um die glänzend gelb schimmernde Insel Neuwerk, und in der Ferne zeigte sich die deutsche Küste; ein Segelboot schaukelte der Donna entgegen, hielt auf dieselbe zu und legte an, ein Mann im Südwest, mit dem Fernrohr unter dem Arm, stieg an Bord. Es war der Lootse, welcher die Donna Anna nach Cuxhaven brachte. Eine Stunde später tauchten die Leuchttürme von Cuxhaven aus dem Wasser hoch auf, man fuhr an Tonnen, Stangen mit Dreiecken, festgeankerten schwarzen Leuchtschiffen, rothen, weißen und gelben, die Fahrstraße bezeichnenden schwimmenden Bönnchen vorbei und lief, am Hasendamm und Pier vorbei, in ruhiges Wasser ein.

Cuxhaven war erreicht.

Der Kapitän stieg hier aus, blieb eine Viertelstunde in einem Hafensbureau, um das Einlaufen persönlich zu melden, — dann kam ein neuer Lootse auf das Schiff und die Donna fuhr weiter in die Bucht, die Ufer kamen näher und man befand sich in der Elbe.

Vorbei ging's in schnellem Lauf an grünen, fruchtbaren Wiesen, Feldern, Wäldern, Dörfern, die mit ihren rothen Dächern und Kirchtürmen hinter den grünen Elbdämmen hervorschauen, die Ufer wurden hügelig, Willen und Wäldchen stiegen in lieblicher Abwechslung an ihnen hinauf, und als der Abend hereinbrach, schimmerten die Lichter an den Masten der Schiffe im Hafen von Hamburg der Donna Anna entgegen, sie fuhr langsam, drehte sich, die Ankerketten rasselten und die Anna lag, da der großartige Sandthorhafen damals noch im Bau war, im Niederhafen, an dessen Kais sich unmittelbar das Häusergewirr der großen Stadt anschließt.

Die ganze Mannschaft blieb die Nacht auf dem Schiffe, denn am andern Morgen sollte ausgeladen werden und die Leute frisch zur Arbeit sein.

Am folgenden Tage arbeitete man auch tüchtig. Es wurde aus dem Schifferraum mit Krähen herausgewunden, geschleppt, gerollt und gekarrt, und nach sechs Tagen strengen Schaffens war das Schiff leer und mit Strömen Wassers abgewaschen, getrocknet, verkittet und getheert und schon wieder in Stand gesetzt, die Rückfracht nach Holland aufzunehmen.

Auch für Paul waren dieß schwere Arbeitstage gewesen, er hatte mit zu winden und zu karren gehabt wie die Uebriegen.

Die neue Ladung für Rotterdam war schon da — der Kapitän hatte sie für eigene Rechnung gekauft, sie bestand in siebenunddreißig Stückfässern feinen Rheinweins und fünfzig Kisten deutscher und Genfer Taschenuhren, versichert der Wein zu siebenunddreißigtausend, die Uhren zu fünfzigtausend Thalern. Der Kapitän hatte eben seine Ladung im Schiff untergebracht und die Versicherungspolice in der Tasche, als von Bremen aus ein großer Schooner ankam, der an seine, des Kapitäns van Heeren, Adresse gleichfalls siebenunddreißig Stückfässer Rheinwein brachte. —

Die Nachricht kam dem Kapitän in dem Hafenscomptoir zu, wo sie ihm der Führer dieses Schooners überbrachte.

„Sie kommen zu spät!“ schrie und witterte van Heeren, „ich habe Ihnen doch von Rotterdam aus zweimal telegraphirt, ich hätte hier Rheinwein gekauft. Ich habe Ihnen nachher noch rekommandirt geschrieben. — Was soll ich mit dem Wein?“ und van Heeren zankte und fluchte, daß von weit her Alles zusammenlief. „Haben Sie meine Depesche erhalten?“ fuhr er den sehr gleichmüthigen Schiffer an.

„Ja,“ sagte dieser, „aber Alles kam zu spät, ich habe vor vierzehn Tagen schon den Wein von Köln für Sie kommen lassen. Hier sehen Sie Ihren Auftrag.“

„Ach was, mein Auftrag! Nun sitz' ich da mit vierundsiebenzig Faß Rheinwein, und die Anna faßt ja nicht mehr als vierzig.“

„Ich habe nach Ihrer Ordre gehandelt,“ sagte Hinert Janzen, „wenn Sie in der Elbe wo anders noch einmal Wein kaufen, geht dieß mich nichts an — der Wechsel auf

Köln wird wohl zur Zeit einlaufen, ich habe den Wein nicht auf dem Halse behalten wollen und ihn deshalb hierher gefahren, und der Wein ist jetzt einmal hier — ich nehme ihn nicht mehr zurück.“

„Da verlasse sich Einer auf alle Kommissionäre,“ rief der Kapitän verzweifelt, „dieser Bursche macht Kommissionsgeschäfte und frachtet selbst seit dreißig Jahren und ladet mir jetzt siebenunddreißig Stückfass Rheinwein auf den Hals — das Liter zu einem Thaler — das sind siebenunddreißigtausend Thaler. Hund, ich möchte Dich in die Luft sprengen.“

„Na, Sie wollten den Wein in Holland verkaufen, so verkaufen Sie ihn doch hier,“ antwortete phlegmatisch Hinet Jansen.

„Ein gutes Geschäft das, eine schöne Thorheit. Hier bekomme ich kaum, was ich dafür bezahle, in Holland fünf- unddreißig Prozent mehr pro Liter — aber so viel Wein kann ich gar nicht dorthin nehmen, dieß Quantum werde ich gar nicht los.“

„So geben Sie ihn hier zum Einkaufspreis fort, sie verlieren dann nur die Fracht und Kommissionsgebühr bis hierher, aber das ist nicht viel,“ — antwortete sehr ruhig der geriebene Jansen.

„Natürlich, jetzt bleibt mir nichts weiter übrig,“ — rief zornig van Heeren: „wer bezahlt mir den Aufenthalt, die Zeitverschwendung, wer, frage ich?“ rief der Kapitän. „Wo liegt Ihr Schooner?“ frag er schließlich.

„Ich habe im Niederhafen dicht an der Donna Anna angelegt, weil ich glaubte, wir laden über,“ antwortete Jansen.

„Nun,“ entschied van Heeren, „so karren Sie morgen, damit keine Zeit durch neues Platzsuchen verloren geht, die Fässer über Bord der Anna an's Land — ich will sehen, wie sich hier der Unsinn gutmachen läßt.“

Das Gespräch fand in einem der langen Flure des Hasenamtes vor einem großen Haufen Neugieriger statt.

Als der Kapitän unten an der Thür mit Jansen auf die Straße trat, flüsterte er ihm zu: „Heute Nacht!“ und damit trennten sich die beiden Männer.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Held im Hungern (Dr. Henry Tanner).

(Bild S. 61.)

Wir bringen hier das Bild eines Mannes, der zu einer höchst seltenen Bekanntheit gelangt ist durch eine Hungerkur, wie solche die Welt vielleicht noch nie gesehen. Amerika ist überhaupt das Land des Außergewöhnlichen. Es gibt dort unerhörte Schnellläufer, noch nie dagewesene Billardspieler, Ruderer, Raucher — so rauchte einer dieser in vierzehn Stunden hundert Cigarren und gewann die Wette von tausend Dollars, und so hat die „neue Welt“ jetzt auch einen unerhörten Hungerhelden in Dr. Henry Tanner in New-York. Am 7. August hat dieser Mann seine vierzigjährige Kur der Enthaltung aller Nahrungsmittel glücklich beendet. Am 28. Juni früh neun Uhr trat Dr. Tanner in einer Halle in der City von New-York die Wette an. Er besand sich Tag und Nacht unter der Aufsicht allerdings von ihm selbst gewählter Wächter, welche unter Kontrolle von Mitgliedern des Neurologischen Instituts in New-York standen. Die Tage verbrachte er, in einer Hängematte liegend oder auf einem Wagen sitzend, mit Zeitungslesen und in Gesprächen mit seinen Wärtern, täglich fuhr er spazieren. Er gestattete sich das Wassertrinken, da er ohne dieß in den ersten Tagen schon zusammenbrach; später nahm er Eiswasser und heißes Wasser, auch kohlensaures Wasser zu sich. Abgesehen von leichtem Unwohlsein, wie Uebelkeit, Erbrechen, Schlaflosigkeit u., und der naturgemäßen großen Abmagerung, hat Dr. Tanner keine große Veränderung in dieser Zeit gezeigt; auffallend ist nur, daß seine Statur abgenommen hat. Beim Antrreten des Fastens maß er 5 Fuß 5 1/2 Zoll und einen Monat später schon 2 Zoll weniger. Die Entkräftung war auch nicht so stark, als man annehmen berechtigt war. Der Mann hat also die vierzig Tage überstanden — ob er absolut ohne Nahrung geblieben, steht nicht über jeden Zweifel erhaben fest, da Dr. Tanner ihm gestellte Wächter annehmen sich weigerte. Sollte er jedoch die ganze Zeit ohne Nahrung geblieben sein, so wäre der Gewinn für die Wissenschaft — abgesehen von der Thatfache, die merkwürdig genug ist — nicht groß. Immerhin wird Dr. Tanner zu den wunderbarsten Erscheinungen im Leben des wirklich großen Volkes jenseits des Ozeans gerechnet werden und sein Name lange in Aller Mund sein. Vielleicht war das auch der Hauptbeweggrund für diese unerhörte Hungerkur bei diesem Manne, dem eine außergewöhnliche Willenskraft nicht abzusprechen ist.

Ein telegraphischer Bericht des „Standard“ äußert sich über das Ende der Fastenzeit wie folgt: „Als das Signal ertönte, welches ankündigte, daß seine Fastenzeit vorüber, schwang Dr. Tanner sich auf einen Sessel und verschlang einen Pfirsich, trotz der Einwendungen seiner Wächter. Die anwesende Menge brach in stürmischen Jubel aus und viele Zuschauer umarmten ihn. Außerhalb des Vorzimmers befanden sich 1200 Leute, die ihn mit großer Herzlichkeit begrüßten. Dr. Tanner wurde nunmehr gewogen; sein Gewicht betrug 120 1/2 Pfund. Sein Puls war 92, Athem 17. Nachdem Dr. Tanner aus der Wage gestiegen, trank er sofort ein Glas Milch und verlangte eine Wassermelone. Die Ärzte machten Einwendungen, allein Dr. Tanner verschlang mit Oier mehrere Scheiben, indem er nur den Saft schluckte. Die Ärzte erklärten, er werde sich tödten, allein Dr. Tanner fuhr fort, die Wassermelone zu essen. Während des Nachmittags aß er zu wiederholten Malen Wassermelonenstücke. Nachdem er ein Glas Ungarwein getrunken, aß er ein Pfund Beefsteak und verschlang Alles bis auf die harten, zähen Theile. Er trank ein weiteres Glas Wein, welchem er eine Scheibe Melone folgen ließ. Hierauf aß er einen Apfel und verlangte noch ein Beefsteak, von welchem er ein halbes Pfund verzehrte, worauf er abermals eine Unze Wein trank. Sein Magen behielt die

volle Kost, die er zu sich genommen hatte; es fand kein Erbrechen statt. Er schien vortrefflicher Laune und erklärte, ganz wohl auf und am Montag arbeitsfähig zu sein. Gegen elf Uhr zog er sich zurück, allem Anschein nach vollständig außer Gefahr. Die Ärzte waren im höchsten Grade erstaunt über die Leichtigkeit, mit welcher sein Magen die Nahrung verdaut. Sie hatten sich über eine Diät verständigt, allein Dr. Tanner handelte auf eigene Faust und erschreckte sie durch seine Unvorsichtigkeit. Er verspottete sie und erklärte, nicht zu Schaden gekommen zu sein. Im Ganzen verlor Dr. Tanner während seines vierzigstägigen Fastens 36 Pfund. Im Ganzen hat er 667 1/2 Unzen Wasser getrunken. Sein Athem wechselte zwischen 13 und 18; sein Muskeldruck zwischen 194 und 158. Die Körpertemperatur zeigte geringe Abweichungen vom Normalpunkt. Thatsächlich ist keine Abnahme zu verzeichnen, trotz der bedeutenden Entziehung von Phosphaten und der Abspannung des Nervensystems. Sein Geist war klar und thätig geblieben. Der Verlust an Wasser durch die Lungen war viel geringer als das gewöhnlich von Physiologen angegebene Minimum.“

Ein Sommermorgen auf dem Mälarsee.

(Bild S. 64 u. 65.)

Wer hat ihn nicht schon nennen und schildern hören, diesen klippendurchbrochenen, wald- und felsenumrahmten, herrlichsten aller nordischen Seen, den Mälars, an dessen fahlen Ufern die Bewohner Stockholms ihre Sommerfrischen, Villen und Lustschlösser errichtet haben, um während der heißen Sommermonate hinauszuflüchten und dort mit vollen Zügen diese kurze, aber entzückend schöne Zeit zu genießen. Und wie verstehen es die Schweden, zu genießen! Schon kurz nach Sonnenaufgang wird es hier lebendig. Auf kleinen Booten rudert und segelt man hinaus auf die blaugrüne, kristallhelle Flut, dort sieht man sich, dort begegnet man sich, sei es auf Verabredung, sei es Folge der Günst des Zufalls, man winkt sich zu, man ruft sich an, und bald vereinigen sich mehrere Boote zu kleinen Flottillen, deren Anführer in Lachen und Scherzen sich ergehen und wohl auch ihre vereinten Stimmen im Quartett- und Chorgesang ertönen lassen. Dann verschwindet solch' eine Flottille wohl hinter einer der zahllosen Klippen und man landet an passender Stelle, wo frischer Regen und der Schatten kräftiger Laubwälder zum Lagern einladen. Jetzt werden die Gföder (matsäckor), ohne welche eine Ausfahrt in Schweden undenkbar erscheint, geöffnet und der Inhalt zum gemeinsamen Mahl ausgetauscht. Ein Theil der Jugend eilt wohl zurück nach dem Ufer, um von einem Felsenriff aus mit Hülfe der Angel für ein besonders leckeres Gericht Sorge zu tragen. Sicher darf auf Beute gerechnet werden, und nicht vergebens wird ein lustiges Feuer angezündet, um dieselbe sogleich von weiblichen Händen kunstgerecht herrichten zu lassen.

Der Mälarsee gehört zu den größten Landseen Schwedens, er bedeckt einen dreihundert Quadratmeilen großen Flächenraum, davon sind jedoch elf Quadratmeilen Inseln; er erstreckt sich von Stockholm, wo er sich in die Ostsee ergießt, bis zur Mündung des Arhoga. An ihm liegen schmude Dörfer und Städtchen, wie Drottningholm, Gripsholm, Mariefeld etc., welche durch Dampfschiffsurte untereinander und mit der Hauptstadt verbunden sind, daher zeigt auch unser lebensvolles Bild jene gewaltigen Fahrzeuge mitten unter der leichten Schaar von Booten.

Die Schweden sind so lebhaft und lebensfröhlich wie die Franzosen, und auf dem Mälarsee herrscht an schönen Sommertagen ein fast süßlich belebtes Treiben von ganz eigentümlichem Charakter, wie unser Bild dieß so anschaulich wiedergibt.

Bräutwerbung bei den Indianern.

Bei den Indianern steht die Tochter dem Vater wie die Negersklavin in Ägypten ihrem Eigenthümer gegenüber. Sie ist das Kapital, der Besitz ihres Vaters; sie wird an den Meistbietenden verkauft. Deshalb ist auch eine Bräutwerbung gewöhnlich mit den ergöglichsten Szenen verbunden, ohne daß die letzteren der in „Hängen und Bangen“ schwebenden Braut das Herz besonders schwer machen. Betrachten wir diese Verhältnisse. „Ich denke Eure Tochter zum Weibe zu nehmen,“ sagt der Geliebte zu dem Vater. „Sie ist ein häßlich Ding, faul wie ein Bär, weiß nicht zu lachen und zu arbeiten und ist zu nichts brauchbar. Aber ich sehe, daß sie Euch eine Last sein muß, und um Euch einen Gefallen zu erweisen, will ich sie Euch abnehmen. Wie viel verlangt Ihr für die Braut?“ Oft antwortet der Vater: „Ihr wollt meine vielgeliebte, theure Tochter, die beste und ergiebigste, die je geboren ward? Die beste Köchin, die fleißigste und willigste Arbeiterin im ganzen Stamme? Ich kann meine Tochter nicht entbehren. Ich will sie Niemandem geben, und am wenigsten Euch, der jung ist und bloß einen Stalp genommen hat. Zudem habt Ihr kaum mehr als zwei Ponies gestohlen und könnt mir meine Tochter gar nicht bezahlen. Ich verlange zwanzig Ponies und drei Büffelhäute für sie.“ — „Zwanzig Ponies und drei Häute!“ schreit entrüstet der Bewerber. „Zwanzig starke, fette Ponies für so ein häßliches, mageres Weibsbild, das kaum eine Büffelhaut werth ist! Dafür kann man ja ein ganzes Dutzend bessere Mädchen kaufen!“ Unter Schreien und Schimpfen wird nun der Kampf ohne Rücksicht auf das Verbleiben der Halben fortgesetzt, — der Vater seine Tochter anpreisend, der Bewerber über sie schimpfend. Sieht der Vater irgend welche Ungelegenheit oder Nachgiebigkeit, so führt er den Streit auf Wochen hinaus. Endlich wird der Handel zu dem gewöhnlichen Marktpreise der Bräute, etwa drei oder vier Ponies, abgeschlossen, — die Holde ist das Eigenthum des Kriegers. Von einer Hochzeitsceremonie ist natürlich bei diesen Barbaren keine Rede. Ist der Preis gezahlt, so führt der Mann sein junges Weib in das Zelt seines Vaters, um da zu bleiben, bis ihn der Jurauch seiner Familie zwingt oder sein größerer Reichtum es erlaubt, sich ein eigenes „Lodge“ — ein eigenes Zelt — zu errichten.

Der Dank des Landesherrn.

Historische Erzählung aus dem vorigen Jahrhundert

von
Carl Julius.
(Fortsetzung.)

3.

Am dritten Tage nach der Uebergabe Santarems wurde ein spanischer Offizier in das Zelt des Grafen Wilhelm geführt: er überbrachte ein Schreiben des spanischen Höchstkommandirenden, Grafen Aranda, welches den Grafen Wilhelm zu einer Unterhandlung mit Jenem nach Santarem einlud. Es war in den verbindlichsten Ausdrücken abgefaßt; aber ehe Wilhelm seinen Entschluß kundgab, reichte er es den in seinem Zelte anwesenden portugiesischen und englischen Offizieren, und erklärte erst, als sämmtliche es gelesen und Niemand ein Bedenken erhoben hatte, daß er es sich zur Ehre schätzen würde, von dem Grafen Aranda empfangen zu werden. —

Nachmittags um drei Uhr sehen wir den Grafen Wilhelm aus seinem Zelte hervortreten: er trug die rothe Feldmarschalluniform, reich mit Gold gestickt, auf der Brust den Stern des höchsten preussischen Ordens vom schwarzen Adler und einen kleinen Degen in silberner Scheide seitwärts durch die Falten der Uniform gesteckt.

Von Körper groß und von nervigten Gliedern, trug er sich in stolzer Haltung, und wenn schon sein ganzes Auftreten den Herrscher ankündigte, so waren der angenehme Mund, die muthigen großen Augen unter der hohen Stirn und das reiche, von Natur schwarze, aber nach der Sitte der Zeit gepuderte Haar dazu angethan, ihn zugleich als einen schönen Mann erscheinen zu lassen.

In seiner Begleitung befanden sich zwei höhere Offiziere.

Er ertheilte seinem Unterbefehlshaber, dem General Lee, noch einige leise Anordnungen; dann schwang er sich leicht auf sein Pferd, das ihm der Lieutenant Pratorius hielt, und ritt inmitten der zwei Offiziere — eines Portugiesen und eines Engländers — gefolgt von dem Lieutenant Pratorius und zwei Karabiniers, darunter Wöbbling, die große Lagergasse hindurch auf Santarem zu.

Bei den ersten spanischen Posten wurde er bereits von dem Adjutanten des Grafen Aranda empfangen, und nachdem er seine Offiziere verabschiedet und nur seine Karabiniers ihm zu folgen geheißen hatte, bis zu dem Gebäude geleitet, welches Graf Aranda sich zum Hauptquartier hatte herrichten lassen.

Ein schön gewölbter Thorweg, mit großen Wappenschildern über dem Eingang geziert, führte in einen länglich-viereckigen Hofraum, der an drei Seiten von den Flügeln des Gebäudes selbst, an der vierten aber von einer hohen Mauer eingeschlossen war.

Dem Thorweg gegenüber befand sich der Haupteingang, zu welchem Stufen hinaufführten; rechts und links von diesem Eingang zogen sich Säulengänge bis zu den zwei Seitensflügeln des weiten Schlosses hin.

Am Haupteingange, dessen Thüren weit geöffnet waren, stand der Graf Aranda, von einem kleinen, aber glänzenden Kreis höherer Offiziere umgeben: er ging langsam die Stufen hinab, sobald der Graf zur Lippe mit Hülfe eines herbeigesprungenen Stallmeisters vom Pferd abgestiegen war, empfing seinen Gast mit ausgesuchter Höflichkeit und geleitete ihn an der Hand die Stufen hinauf, durch eine im Innern des Schlosses aufgestellte Ehrenwache hindurch, zu einem Saale, in welchem offenbar die Vorrichtungen zu einem glänzenden Mahle getroffen waren.

Einem verwundert fragenden Blicke des Grafen Wilhelm antwortete der spanische Oberbefehlshaber mit zuvorkommendem Lächeln, indem er mit leichter Handbewegung auf eine Gruppe Damen rechts am Eingange des Saales deutete und in französischer Sprache hinzusetzte:

„Sie kommen gerade zu einer kleinen Geburtstagsfeier meiner Nichte Maria de Aranda, die vor Neugierde brennt, Sie kennen zu lernen.“

Er schritt dabei mit seinem Gaste auf die Damen zu, denselben in förmlicher Vorstellung in den Damenkreis einfürend.

Maria de Aranda war das früh verwaiste einzige Kind eines Bruders des Grafen Aranda, zur Zeit kaum etwa zwanzig Jahre alt, aber wegen ihrer außergewöhnlichen Schönheit nicht weniger berühmt, als wegen mancher Liebesabenteuer, die man ihr nachsagte, berüchtigt.

Sie verwickelte sofort mit süßlicher Lebhaftigkeit den Grafen Lippe in ein Gespräch und nahm auch seine Aufmerksamkeit weiter für sich in Anspruch, als man sich zur Tafel gesetzt hatte, an welcher der Graf den Platz zur rechten, Donna Maria den ihren zur linken Seite Aranda's eingeräumt erhielt.

Die Mahlzeit war glänzend, der Wein ausgesucht und in seiner Mannigfaltigkeit ganz dazu geeignet, jede weniger besonnene Natur in Aufregung zu bringen und dem Zaubere des augenblicklichen Genusses unterliegen zu machen.

Der Graf Lippe mäsigte sich sehr im Genuß. Dabei war er jedoch Weltmann genug, durch lebhaftere Unterhaltung den Schein zu vermeiden, als sei er den Tafelstrebenden abhold.



Die Schwimmwette auf dem Meer

Abgang des Boot Club. (S. 63.)

Er war der aufmerksamste und interessanteste Cavalier, den die Donna Maria jemals kennen gelernt zu haben glaubte, und der Graf Aranda war bei sich davon überzeugt, daß mit dem offenblickenden jungen Feldherrn die beabsichtigte Unterhandlung nicht zu schwer zu führen sein würde.

Die von geschickten Dienerhänden bei Beginn der Dämmerung unmerklich angezündeten Kerzen in den prächtigen Kronleuchtern brannten bereits eine geraume Zeit, als der spanische Befehlshaber die Tafel zum offenbaren Leidwesen der Donna Maria aufhob.

„Ich hoffe, Sie schenken mir die Ehre, Sie heute Nacht meinen Gast nennen zu dürfen,“ meinte er, zum Grafen Lippe gewendet.

„Ich bedaure, daß meine Pflicht mir die Annahme dieser Einladung verbietet. Ich habe meine Rückkunft bis Mitternacht in Aussicht gestellt und bitte deshalb, mich nach geneigter Bekanntgebung des Zweckes meiner heutigen Hieherkunft wieder zu entlassen.“

Aranda konnte nicht ausweichen, obwohl ihm eine Unterhandlung mit seinem Gegner am heutigen Abend ungelegen schien; er mußte sich gestehen, daß er im Genuß des Weines nicht so vorsichtig gewesen war, wie er jetzt wohl wünschte, es gewesen zu sein.

Er hoffte indeß auf gleiche Wirkung des schweren Traubensaftes beim Grafen zur Lippe und benützte die Gelegenheit, während dieser sich bei den Damen und sonstigen Gästen verabschiedete, dazu, ein Glas kalten Wassers zur Abkühlung und Beruhigung seines aufgeregten Wesens in langsamen Rügen zu schlürfen.

Dann schritt er dem Grafen voran durch mehrere Korridore zu einem Raum, dessen ungeordnete Ausstattung mit Karten und Schriftstücken unsicher auf die Bestimmung desselben als Kabinet des spanischen Höchstkommandirenden rathen ließ.

Aranda nahm in einem Sessel Platz, den Grafen Wilhelm durch Handbewegung zu Gleichem einladend.

„Sie sind ein rasch vorgehender Gegner, Herr Graf. Ich glaube, die Ehre haben zu sollen, Sie heute Nacht noch zu bewirthen, um morgen früh in aller Ruhe über den Zweck unserer Zusammenkunft mit Ihnen zu unterhandeln, aber ich sehe, die Deutschen üben noch jetzt die Gewohnheit, nach Gastmahl und Trunk zu berathen. Nun, so muß ich mich fügen, ob ich gleich bei der Erschlaffung, die mir der Weingenuß verursacht, gegen Sie im Nachtheil sein werde,“ fügte er mit verstecktem Lächeln hinzu.

Der Graf erwiderte:

„Wie ich bereits bemerkt habe, wird auf meine Rückkunft bis Mitternacht gerechnet, und als pünktlicher Soldat kann ich nicht auf mich warten lassen. Ich erkenne die hohe Ehre an, die mir eine Annahme Ihrer Gastfreundschaft bereiten würde, sehe mich aber leider genöthigt, darauf verzichten zu müssen.“

„Sie geben mir eigentlich mit Ihrem überaus ausgeprägten Pflichtgefühl eine kleine Lektion: ich muß versichern, daß ich einen so pünktlichen Offizier wie Sie noch nicht habe kennen lernen.“

„Ihre Komplimente schmeicheln mir, Herr Graf; bitte, lassen Sie uns zur Sache kommen.“

„Nun denn, um es kurz zu machen, so werden Sie ebenso wie ich die Unausbleiblichkeit einer entscheidenden Schlacht längst erkannt haben; sie steht nahe bevor: es bedarf nur eines Befehles von Ihnen oder mir, um die entscheidenden Würfel in's Rollen zu bringen. Ihre Armee ist um die Hälfte schwächer als die meine, und was die Hauptsache ist, Sie haben eine ungünstige Stellung.“

Hier schweig Aranda einen Augenblick, wie um eine Entgegnung abzuwarten. Da der Graf Wilhelm aber in Nachdenken versunken schien und nicht antwortete, fuhr er fort:

„Bis jetzt ist das Waffenglück Ihnen hold gewesen; aber nur in kleinen Scharmücheln und nicht mir gegenüber. Der bevorstehende Zusammenstoß entscheidet über Ihren Ruf, er zerstört ihn, da er nach menschlicher Berechnung einen für Sie unglücklichen Ausgang nehmen wird.“

Graf Wilhelm sah den Spanier forschend an, als er schwieg.

„Und was ist der Zweck dieses Erposés, Herr Graf?“

„Ich nehme Theil an Ihnen und möchte Ihnen eine Niederlage ersparen, wenn Sie gewillt sind, auf meine Vorschläge einzugehen. Erwägen Sie, was es für Sie heißt, den Feldherrnruf, der Sie begleitet, zu verlieren; denn nichts Anderes ist die Folge, wenn die erste Schlacht, die Sie wagen, als Niederlage für Sie endet.“

„Ich bin gespannt, Ihre Vorschläge zu hören,“ entgegnete mit blühenden Augen der Graf, sich in dem Sessel hoch aufrichtend.

„Es ist der: Lassen Sie sich genügen an den bisher gepflückten Lorbeeren! Ihr eigenes Land, dessen Regent Sie sind, erfordert vielleicht Ihre Anwesenheit; übertragen Sie einem Andern das Höchstkommando, verzichten Sie auf Führung einer Feldherrnschaft, die Ihnen keinen Ruhm weiter eintragen wird.“

Der Graf sprang auf.

„Das heißt mit anderen Worten, werden Sie zum Verräther an dem Lande, das Ihnen Alles anvertraut. — Glaubten Sie wirklich, Graf Aranda, daß ein deutscher Krieger seine Ehre wegwirft lediglich aus Furcht vor einem Phantom?“

„Spanien ist im Stande, Ihnen hundertfachen Ersatz

zu bieten: Sie können des Dankes meines Königs versichert sein; unter seiner Huld öffnen sich Ihrem Ehrgeiz nie geahnte Wege.“

„Kein Wort weiter, Graf Aranda, oder ich nehme jedes Wort als eine persönliche Beleidigung, für welche ich mir Genugthuung verschaffen müßte! Unsere Unterredung ist zu Ende: im Waffentanz sehen wir uns wieder, und sollte die Kriegsgöttin zu meinen Ungunsten entscheiden, so wird doch kein Mensch meine Ehre antasten können!“

Mit diesen Worten schritt Graf Wilhelm zur Thüre.

„Sie denken zu gut von der menschlichen Natur.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte Wilhelm mit gerunzelter Stirn und funkelnden Augen.

„Ich meine nur, daß man Ihre heutige Anwesenheit im spanischen Hauptquartier und unsere geheime Unterredung mit einem etwaigen unglücklichen Gefecht in Zusammenhang bringen wird,“ zischelte der Spanier mit höhnischem Munde.

„Also eine nichtswürdige Falle, in die ich hier gelockt bin! — Graf Aranda, von heute ab sehen Sie in mir einen persönlichen Gegner.“

Aranda verbogte sich förmlich und setzte eine Klingel in Bewegung, worauf ein Mohr hereintrat, dem er einige Worte in fremder Sprache zurief; der Mohr nickte und ging dem Grafen voraus durch die vielgewundenen Gänge des alten Schlosses, ihm den Weg zu zeigen. Graf Wilhelm schritt gedankenvoll dem Mohren nach; er trat durch eine Thür, der Mohr schloß sie hinter ihm.

Statt der bisherigen Helle umring ihn ein sanftes Halbdunkel; ein berauschender Duft strömte ihm entgegen. Graf Wilhelm stand offenbar in einem bewohnten Zimmer; verwirrt sah er um sich; der Mohr hatte ihn verlassen. Er schritt zur Thüre, durch die er gekommen, um sie zu öffnen; sie war offenbar hinter ihm verschlossen; oder hatte er sich in der Thür geirrt? nein, auch der Versuch, eine zweite daneben befindliche zu öffnen, war vergeblich.

Also ein Gefangener? aber nein, in einem solch' luxuriösen Gemach — herch! da regte sich etwas: des Grafen Augen unterschieden bei dem gedämpften Licht der kostbaren Lampe auf einem langen Polster eine weiße Gestalt.

Er trat einen Schritt näher und erkannte — kaum traute er seinen Augen — die Nichte Aranda's, Donna Maria, in liegender Stellung, die Augen geschlossen und offenbar ahnungslos, daß sie den Blicken eines Mannes ausgesetzt sei. Ihr schlanker Körper, durch den lustigen Stoff, mit dem sie sich verhüllt hatte, noch reizvoller schimmernd, überließ sich ganz dem behaglichen Gefühl der Ruhe auf schwelgenden Kissen. Der feine Kopf mit dem üppigen schwarzen Haar und den kirchrothen, feinen, halbgeöffneten Lippen, durch welche die weißen Zahnreihen hervorblickten, ruhte auf dem rechten Arme, der, vollständig entblößt, an Glanz und Formensönheit jeden Kunststücker entzücken mußte und auch auf den Grafen den Eindruck nicht verfehlte.

Der matte Lichtstrahl der Lampe fiel gerade auf den feinen Oberkörper, während die übrige Gestalt im Schatten ruhte.

Der schwere Teppich, mit welchem der Boden des Gemachs bedeckt war, hatte die Schritte des Grafen unhörbar gemacht und der Aufmerksamkeit der Bewohnerin entzogen. Anfänglich überließ der Graf sich ganz dem gefährlichen Anblick des schönen Weibes; aber nur kurze Zeit; mit der Hand über die Stirne fahrend, wie um den erhaltenen Eindruck zu verwischen, trat er leise ein paar Schritte zurück und versuchte in der Erwägung, daß, um eine Verletzung des Zartgefühls der jungen Dame zu verhüten, ein unbemerkter Rückzug das Gerathenste sei, abemals, ob sich nicht eine der Thüren öffnen lasse.

Hatte er bei diesen vergeblichen Versuchen ein Geräusch verursacht, oder war das unbewusste Gefühl, daß Jemand in der Nähe sei, in der Dame rege geworden, sie rief plötzlich in französischer Sprache, ohne die Augen aufzuschlagen: „Bist Du da, Marguerite?“

Der Graf war in einer peinlichen Lage; der Mangel einer sofortigen Antwort mußte wohl die Donna zu dem Entschlusse bewegen haben, ihre dunklen Augen zu öffnen; sie brauchte nicht lange Zeit, um den Grafen zur Lippe, der in ernster Haltung seine Verbeugung machte, zu erkennen.

Noch schien sie sich nicht bewußt zu sein, in welcher Lage sie sich ihm gegenüber befand; erst als der Graf seine Entschuldigung begann, richtete sie sich erröthend auf, wobei sich aber unglücklicherweise die leichte Umhüllung so ungeschickt benahm, daß für einige Augenblicke die glänzenden Schultern sichtbar wurden.

„Ich muß unterthänigst um Verzeihung bitten; aber lediglich eine Schuld Ihres Dieners hat mich zum unwillkommenen Störer Ihrer Ruhe gemacht.“

„Sie sind mir nicht unwillkommen, Herr Graf,“ erwiderte Donna Maria mit einer leichten Bewegung ihrer kleinen zarten Hand, auf einen Sessel neben ihrem Polster deutend, ein Wink, den der Graf jedoch nicht bemerken zu dürfen sich verpflichtet glaubte.

„Lassen Sie sich kurz sagen, wie ich in dieß Zimmer komme,“ und der Graf erzählte, wie er dem ihn begleitenden Mohren gedankenlos voraus in das geöffnete Gemach getreten und, als er sich wieder habe entfernen wollen, die Thür verschlossen gewesen sei — „und nun entschuldigen

Sie meinen Besuch ohne Willen und entlassen Sie mich in Gnaden.“

„Nicht so schnell, Herr Graf. Ihr offenes Bekenntniß, daß ich ohne das Mißverständniß des Dieners — denn irgend ein Mißverständniß liegt offenbar vor — nicht das Vergnügen gehabt haben würde, Sie noch einmal zu sehen, verdient eine kleine Strafe. Diese soll darin bestehen, daß Sie mir in meiner Einsamkeit eine kleine Weile Gesellschaft leisten. Sie haben heute Abend unsere sämtlichen Früchte verschmährt und vom Weine nur genippt: jetzt will ich auf kurze Zeit Ihre Wirthin machen, und Sie erzählen mir von Ihrer kalten Heimat, von der ich gern mehr erfahren möchte.“

Graf Wilhelm wußte anfänglich nicht, wie er diese Anforderung deuten sollte. Einem Gefühl nach hätte die Dame alle Ursache gehabt, den späten Besuch in einer ihr Zartgefühl schonenden Weise zu entfernen; statt dessen sah er, wie Maria de Aranda, unbekümmert um ihre lose Bekleidung, sich erhob und eigenhändig von einem kleinen Nebentischchen einige Schalen mit saftigen Süßfrüchten, sowie eine Karaffe dunkelfunkelnden Weines nahm, den Sessel neben ihrem Polster näher zog und mit abermaliger vollendet grazioser Handbewegung den Grafen zum Sitzen einlud, während sie selbst sich in solcher Stellung auf dem Polster niederließ, daß ihr feines Gesicht zu dem des Grafen hinausschaute.

Ihre dunklen Augen, von langen Wimpern beschattet, glänzten, als sie mit halbgebogenem Arme den Wein in die kleinen Gläser schenkte und der Graf sich bewogen fand, das feine auf das Wohl der reizenden Wirthin zu leeren.

„Man hat mir gesagt, daß in Deutschland die wahre Liebe zu Hause sei, ohne mir eine Erklärung dafür zu geben; lieben wir in Spanien nicht auch wahr?“

Sie fragte es mit lächelndem Munde, die rothigen Lippen waren halbgeöffnet, die Augen sahen in eigenthümlichem Leuchten zum Grafen auf, ein würziger Hauch streifte seine Wange und benahm ihm für den Augenblick die Antwort; seine ganze Lage erschien ihm wie ein gefährlich-schöner Traum, er wollte abweisend antworten, aber es klang fast wie Verlangen, als er sagte:

„Ich kenne Liebe nicht und kann deshalb schwerlich Auskunft darüber ertheilen.“

„O, Sie Schelm, Sie wollen Liebe nicht kennen, wo Sie bei Ihrer Stellung nur die Augen offen zu halten brauchen, um überall süße Früchte zu pflücken?“

Bei diesen Worten neigte sie den Kopf mit den dunklen Flechten näher zum Grafen hin, und wieder glaubte dieser, ihren Athem auf seiner Wange zu fühlen: er schaute zu ihr nieder — nur die Augen offen halten, um süße Früchte zu pflücken, hatte sie gesagt — vor ihm lächelten zwei schwelende Lippen — er durfte sich nur bücken, um sie zu berühren — war es der schwere Wein, der auf unerklärliche Weise seine Sinne umfing — hatte er sich gebückt oder war er gezogen? er hörte Schmeichelnamen, die ihm galten, er fühlte heiße Küsse, die er erwiderte.

„Du Böser, warest Du blind, daß Du nicht merkest, wie ich nach Dir verlangte — glaubtest Du, Du siehest aus Versehen in mein Gemach geführt? jetzt bist Du mein, ganz mein,“ und wieder suchten heiße Lippen die des Grafen und küßten sie in wilder Leidenschaft.

Da erscholl helles Pferdegetöse in die Lieblosungen des Weibes: der Graf sah mit verstörtem Blick um sich, er drückte die weichen Arme zurück, die ihn festzuhalten suchten, und sah in ein paar funkelnde Augen, deren Leidenschaft ihn fast erschreckte.

„Du darfst nicht gehen, jetzt nicht, — schwöre mir, daß Du mich nicht verlassen willst,“ und wieder klammerten sich schöne Arme um des Grafen Körper. Aber sein Sinnentausch war verfliegen: Graf Wilhelm sah in dem leidenschaftlichen Weibe nur die dämonische Verführerin, deren Künsten es gelungen war, seine hohe Besonnenheit momentan zu stürzen; er hatte nur noch ein Gefühl des Zorns gegen sich selbst und der Verachtung gegen Donna Maria, als er, sie von sich abwehrend, erwiderte:

„Sie hatten sich vergessen, als Sie mich hierher führen ließen.“

Damit schritt er erhobenen Hauptes zur Thüre: aber noch einmal versuchte die Spanierin mit flehenden Bitten und den zärtlichsten Schmeichelnamen den Widerstrebenden zu verlocken — vergeblich war ihr Bemühen. Leise, aber mit unwiderstehlicher Kraft löste der Graf die ihn umschlingenden Arme, drückte die reizende Gestalt von sich, legte, ohne noch einen Blick auf die in leidenschaftlicher Verwünschung am Boden knieende Frau zu werfen, seine Hand auf den Thürgriff und — wunderbar — die Thüre öffnete sich leicht und geräuschlos.

Die starrfunkelnden Augen des verachteten Weibes folgten ihm wie die einer lauernden Tigerin: noch eine Weile verharrte Maria de Aranda in ihrer knieenden Stellung, einer zusammengefunkelten Madegöttin gleich; dann entstürzte ein Thränenstrom ihren haßerfüllten Augen, und eine tödtliche Drohung, die sie ausstieß, bekundete, daß der deutsche Graf sich durch seine unbesiegbare Geisteshoheit eine unverzöhnliche Feindin geschaffen hatte.

(Schluß folgt.)

Das Märchen vom falschen Prinzen.

II.

(Bild S. 68.)

Die Gegend um die Säule Et-Serajah war unbewohnt und die, und der neue Prinz wäre wegen seines Unterhaltes etwas in Verlegenheit gekommen, wenn er sich nicht auf mehrere Tage versehen hätte. Er lagerte sich also neben seinem Pferde unter einigen Palmen und erwartete dort sein ferneres Schicksal.

Gegen die Mitte des andern Tages sah er einen großen Zug von Pferden und Kameelen über die Ebene her auf die Säule Et-Serajah zukommen. Der Zug hielt am Fuße des Hügels. Lababan ahnte, daß die vielen Leute, welche er sah, sich seiner wegen hieher bemüht hatten, und hätte ihnen gerne schon heute ihren künftigen Gebieter gezeigt, aber er mäßigte seine Begierde, als Prinz aufzutreten, da ja doch der nächste Morgen seine künftigen Wünsche vollkommen befriedigen mußte.

Die Morgenröthe weckte den überglücklichen Schneider zu dem wichtigsten Augenblicke seines Lebens. Er zog den Dolch des Prinzen Omar hervor und stieg den Hügel hinan. Am Fuße der Säule standen sechs Männer um einen Kreis von hohem, königlichem Ansehen.

Auf ihn ging Lababan zu, neigte sich tief vor ihm und sprach, indem er ihm den Dolch darreichte: „Hier bin ich, den Ihr suchet.“

„Gelobt sei der Prophet, der Dich erhielt,“ antwortete der Kreis mit Freudenthränen, „umarme Deinen alten Vater, mein geliebter Sohn Omar!“

Aber nur einen Augenblick sollte er ungetrübt die Wonne seines neuen Standes genießen. Als er sich aus den Armen des fürstlichen Kreis aufrichtete, sah er einen Reiter über die Ebene her auf den Hügel zuweilen. Nur zu bald erkannte Lababan sein Roth Kurba und den edlen Prinzen Omar.

Der Reiter sprang vom Pferde und stürzte den Hügel hinan. „Haltet ein,“ rief er, „wer ihr auch sein möget, haltet ein und laßt euch nicht von dem schändlichsten Betrüger täuschen! Ich heiße Omar, und kein Sterblicher wage es, meinen Namen zu mißbrauchen!“

Auf den Gesichtern der Umstehenden malte sich tiefes Ersauern über diese Wendung der Dinge; besonders schien der Kreis sehr betroffen, indem er bald den Einen, bald den Andern fragend anlab. Lababan aber sprach mit mühsam errungener Ruhe: „Gnädigster Herr und Vater, laßt Euch nicht irre machen durch diese Menschen da; es ist, so viel ich weiß, ein wahnsinniger Schneidergeselle aus Alexandria, Lababan geheißen, der mehr unser Mitleid als unsern Zorn verdient.“

Bis zur Kaiserin aber brachten diese Worte den Prinzen. Schäumend vor Wuth wollte er auf Lababan eindringen, aber die Umstehenden warfen sich dazwischen und hielten ihn fest, und der Fürst sprach: „Wahrhaftig, mein lieber Sohn, der arme Mensch ist verrückt, man binde ihn und setze ihn auf eines unserer Dromedare; vielleicht daß wir dem Unglücklichen Hilfe schaffen können.“

Damit ergriff er Lababan's Arm und ließ sich von ihm den Hügel hinunter geleiten.

Der fürstliche Kreis war Saoud, der Sultan der Wechabiten. Er hatte lange ohne Kinder gelebt, endlich wurde ihm ein Prinz geboren, nach dem er sich so lange gelehnt hatte. Aber die Sternendeuter, welche er um das Schicksal des Knaben befragte, thaten den Ausspruch, „daß er bis in's zweiundzwanzigste Jahr in Gefahr stehe, von einem Feinde verdrängt zu werden“; deßwegen, um recht sicher zu gehen, hatte der Sultan den Prinzen seinem alten, erprobten Freunde Esfi Bey zum Erzieher gegeben und zweiundzwanzig schmerzliche Jahre auf seinen Anblick geharrt.

Dieses hatte der Sultan seinem vermeintlichen Sohne erzählt und sich ihm außerordentlich zufrieden mit seiner Gestalt und seinem würdevollen Benehmen gezeigt.

Als sie in das Land des Sultans kamen, wurden sie überall von den Einwohnern mit Freudengeschrei empfangen; denn das Gerücht von der Ankunft des Prinzen hatte sich wie ein Lauffeuer durch alle Städte und Dörfer verbreitet.

Die Sultaniin erwartete in großer Sehnsucht ihren Gemahl und ihren Sohn; auch sie hatte ihn seit seiner Geburt nicht mehr gesehen, aber bedeutungsvolle Träume hatten ihr den Ersehnten gezeigt, daß sie ihn aus Tausenden erkennen wollte. Der Sultan näherte sich ihr mit Lababan. „Hier,“ sprach er, „bringe ich Dir Den, nach welchem Du Dich so lange gesehnt.“

Die Sultaniin aber fiel ihm in die Rede. „Das ist mein Sohn nicht!“ rief sie aus; „das sind nicht die Züge, die mir der Prophet im Traume gezeigt hat!“

Gerade als ihr der Sultan ihren Aberglauben verweisen wollte, sprang die Thüre des Saales auf. Prinz Omar stürzte herein, verfolgt von seinen Wächtern, denen er sich mit Anstrengung aller seiner Kraft entziehen wollte; er warf sich athemlos vor dem Throne nieder: „Hier will ich sterben, laß mich tödten, grausamer Vater; denn diese Schmach dulde ich nicht länger!“ Alles war bestürzt über diese Reden, man drängte sich um den Unglücklichen her. Die Wächter hatten unwillkürlich von Omar abgelassen, aber der Sultan, entflammt von wüthendem Zorn, rief ihnen zu, den Wahnsinnigen zu binden. „Ich habe hier zu entscheiden,“ sprach er mit gebietender Stimme, „und hier richtet man nicht nach den Träumen der Weiber, sondern nach gewissen, untrüglichen Zeichen: Dieser hier (indem er auf Lababan zeigte) ist mein Sohn, denn er hat mir das Wahrzeichen meines Freundes Esfi, den Dolch, gebracht.“

„Gestohlen hat er ihn,“ schrie Omar, „mein argloses Vertrauen hat er zum Verrath mißbraucht!“ Der Sultan aber hörte nicht auf die Stimme seines Sohnes. Die Sultaniin jedoch, voll Kummer über diese Begebenheiten, sann auf Mittel, um ihren Gemahl von seinem Unrecht zu überzeugen.

Sie berief die Männer zu sich, die den Sultan zu der Säule Et-Serajah begleitet hatten, um sich Alles genau erzählen zu lassen, und hielt dann mit ihrem vertraulichen Sklavinnen Rath. Sie wählten und vertrauten dieses und jenes Mittel; endlich gab Melechsalah, eine alte, kluge Dienerin, einen Rath, den die Sultaniin für so vortrefflich hielt, daß sie sich beeilte, diesen ihrem Gemahl mitzutheilen.

Als der Sultan den Rath vernommen, lachte er und sprach: „Ei, da hast Du ja etwas recht Kluges ausgehoben. Mein Sohn soll mit Deinem wahnsinnigen Schneider wetteifern, wer den besten Kasan macht? Nein, das ist nichts.“

Die Sultaniin aber betrieb sich darauf, daß er ihr die Verbindung zum Voraus zugesagt habe.

Jetzt konnte der Sultan nicht anders, er ging selbst zu seinem Sohn und bat ihn, sich in die Grillen seiner Mutter zu schicken, die nun einmal durchaus einen Kasan von seiner Hand zu sehen wünsche. Dem guten Lababan lachte das Herz vor Freude.

Der Sultan war sehr begierig, was für ein Ding von Kasan wohl sein Sohn zu Tage fördern werde; aber auch der Sultaniin pochte unruhig das Herz, ob ihre List wohl gelingen werde oder nicht. Man hatte den Beiden zwei Tage zu ihrem Geschäft ausgesetzt; am dritten Tage ließ der Sultan seine Gemahlin rufen, und als sie erschienen war, schickte er in jene zwei Zimmer, um die beiden Kasane und ihre Verfertiger holen zu lassen. Triumphend trat Lababan ein und breitete seinen Kasan vor den erstaunten Blicken des Sultans aus. „Sieh' her, Vater,“ sprach er, „sieh' her, verehrte Mutter, ob dieß nicht ein Meisterstück von einem Kasan ist?“

Die Sultaniin lächelte und wandte sich zu Omar: „Und was hast Du herausgebracht, mein Sohn?“ Unwillig warf dieser den Seidenstoff und die Schere auf den Boden. „Man hat mich gelehrt, ein Roth zu händigen und einen Säbel zu schwingen, und meine Lanze trifft auf schätzige Gänge ihr Ziel — aber die Ränke der Radel sind mir fremd, sie wären auch unwürdig für einen Jüngling Esfi Bey's, des Beherrschers von Kairo.“

„O, Du echter Sohn meines Herrn!“ rief die Sultaniin. „Ach, daß ich Dich umarmen, Dich Sohn nennen dürfte! Verzeihet, mein Gemahl und Gebieter,“ sprach sie dann, indem sie sich zum Sultan wandte, „daß ich diese List gegen Euch gebraucht habe. Sehet Ihr jezt noch nicht ein, wer Prinz und wer Schneider ist?“

Der Sultan sah in tiefen Gedanken. „Auch dieser Beweis genügt nicht,“ sprach er; „aber ich weiß, Allah sei es gedankt, ein Mittel, zu erfahren, ob ich betrogen bin oder nicht.“

Er befohl, sein schnellstes Pferd vorzuführen, schwang sich auf und ritt in einen Wald, der nicht weit von der Stadt begann. Dort wohnte, nach einer alten Sage, eine gütige Fee, Adolgaide geheißen, welche oft schon den Königen seines Stammes in der Stunde der Noth mit ihrem Rath beigestanden war; dorthin eilte der Sultan.

Er rief die Fee; sie kam.

„Ich weiß, warum Du zu mir kommst, Sultan Saoud,“ sprach sie zu ihm. „Nimm diese zwei Kistchen. Laß jene Beiden, welche Deine Söhne sein wollen, wählen. Ich weiß, daß Der, welcher der echte ist, das rechte nicht verfehlen wird.“ So sprach die Verflechte und reichte ihm zwei kleine Kistchen von Eisenbein, reich mit Gold und Perlen verziert; auf dem Deckel, welchen der Sultan vergebens zu öffnen versuchte, waren Inschriften von eingesehten Diamanten. Auf dem einen Kistchen stand: „Ehre und Ruhm“, auf dem andern: „Glück und Reichthum“.

Die Kistchen wurden in Gegenwart des ganzen Hofstaates auf einen Tisch gestellt und Lababan zuerst hereingerufen; er wählte das Kistchen, worauf stand: Glück und Reichthum.

Nun wurde Omar herbeigeführt zum wählen.

Er las aufmerksam beide Inschriften und sprach: „Die letzten Tage haben mich gelehrt, wie unsicher das Glück, wie vergänglich der Reichthum ist; sie haben mich aber auch gelehrt, daß ein unverdorbares Gut in der Brust des Tapfern wohnt, die Ehre, und daß der leuchtende Stern des Ruhmes nicht mit dem Glück zugleich vergeht. Und sollte ich einer Krone entgehen, der Würfel ist gefallen, Ehre und Ruhm, ich wähle euch!“

In dem Kistchen, das Omar gewählt hatte, lag auf einem sammetnen Kissen eine kleine goldene Krone und ein Szepter; in Lababan's Kistchen — eine große Radel und ein wenig Zwirn. Der Sultan befohl den Beiden, ihre Kistchen vor ihn zu bringen. Er setzte die Krone seinem Sohne Omar, der vor ihm kniete, auf das Haupt, küßte ihn auf die Stirn und hieß ihn zu seiner Rechten sich niederzusetzen. Zu Lababan aber wandte er sich und sprach: „Es ist ein altes Sprüchwort: Der Schuster bleibe bei seinem Leisten! Es scheint, als solltest Du bei der Radel bleiben. Zwar hast Du meine Gnade nicht verdient, aber es hat Jemand für Dich gebeten, dem ich heute nichts abschlagen kann; drum schenke ich Dir Dein armeliches Leben, aber wenn ich Dir guten Rathes bin, so beeile Dich, daß Du aus meinem Lande kommst.“

Beschämt, vernichtet, wie er war, vermochte der arme Schneidergeselle nichts zu erwidern; er warf sich vor dem Prinzen nieder und Thränen drangen ihm aus den Augen. „Könnt Ihr mir vergeben, Prinz?“ sagte er.

„Treue gegen den Freund, Großmuth gegen den Feind, ist des Abassiden Stolz,“ antwortete der Prinz, indem er ihn aufhob; „gehe hin im Frieden.“

Lababan schlich jezt hinunter in die Ställe des Sultans, zäumte sein Roth Kurba auf und ritt zum Thore hinaus, Alexandria zu. Sein ganzes Prinzenleben kam ihm wie ein Traum vor, und nur das prachtvolle Kistchen, reich mit Perlen und Diamanten geschmückt, erinnerte ihn, daß er doch nicht geträumt habe.

Als er endlich wieder nach Alexandria kam, suchte er die Werkstatt seines Meisters wieder auf; dieser, der ihn nicht gleich kannte, machte ein großes Wesen und fragte, was ihn zu Diensten stehe; als er aber den Gast näher ansah und seinen alten Lababan erkannte, rief er seine Gesellen und Lehrlinge herbei, und alle stürzten sich wie wüthend auf den armen Lababan, der keines solchen Empfanges gewärtig war, stießen und schlugen ihn mit Bügeln und Ellenmaß, stachen ihn mit Nadeln und zwickten ihn mit scharfen Schereen und warfen ihn zur Thüre hinaus; zer schlagen und zerfetzt hing er auf dem Roth Kurba und ritt in eine Karawanenerei. Er schlief mit dem Entschluß ein, aller Größe zu entsagen und ein ehrlicher Bürger zu werden.

Er verkaufte um einen hohen Preis sein Kistchen an einen Juwelenhändler, kaufte sich ein Haus und richtete sich ein Werkstatt zu seinem Gewerbe ein. Als er Alles gut eingerichtet und auch einen Schild mit der Aufschrift: „Lababan, Kleidermacher,“ vor sein Fenster gehängt hatte, setzte er sich und begann mit jener Radel und dem Zwirn, die er in dem Kistchen gefunden, den Noth zu flicken, welchen ihm sein Meister so grausam zerfetzt hatte. Er wurde von seinem Geschäft abgerufen, und als er sich wieder an die Arbeit setzen wollte, wach' sonderbarer Anblick bot sich ihm dar! Die Radel nähte emsig fort, ohne von Jemand geführt zu werden, sie machte seine, zielliche Stiche, wie sie selbst Lababan in seinen kunstreichsten Augenblicken nicht gemacht hatte, und auch der Zwirn ging nie aus, er mochte nähen, so viel er wollte.

Lababan bekam viele Kunden und war bald der berühmteste Schneider weit und breit.

Fluchbeladen.

Roman nach Emile Zola's

von

Emile Zola.

Mit Autorrecht für die deutsche Sprache.

(Fortsetzung.)

13.

Die Gendarmen kamen gegen vier Uhr in Givry an. Sie begaben sich zum Bürgermeister, theilten ihm ihren Auftrag mit, und ließen sich von ihm die Wohnung Jean Renaud's zeigen.

Sie banden ihre Pferde an einen Zaun und begaben sich nach dem Hause des Wolfstöbters, das leicht zu finden war, denn es stand abseits von den übrigen.

Jean Renaud war eben nach Hause gekommen. Er wollte sich ein Stündchen ausrasten und dann wieder an seine Mäharbeit gehen.

Die Gendarmen traten ein. Jean Renaud dachte keinen Augenblick daran, daß sie kämen, ihn zu verhaften, sondern höchstens ihn zu befragen. Er war übrigens entschlossen, jede Auskunft zu verweigern.

Er erhob sich und sagte, indem er ihnen entgegen ging: „Guten Abend, meine Herren. Mit was kann ich dienen?“

Geneviève starrte ganz verwirrt auf die beiden Häcker.

Der Wachtmeister sagte mit leicht bewegter Stimme, denn auch er kannte Jean Renaud nur von seiner besten Seite: „Jean Renaud, ich komme, Sie zu verhaften.“

Der Unglückliche wich einen Schritt zurück und ward todtbleich.

Geneviève sprang auf und stürzte auf die Gendarmen los.

„Meinen Mann verhaften!“ schrie sie. „Weßhalb?“ Dann stieß sie plötzlich einen durchdringenden Schrei aus: „O der Mord! Der Mord von heute Nacht!...“ leuchte sie. Und sie stierte die Gendarmen wie wahnsinnig an.

Jean Renaud hatte sich von seiner Verblüffung erholt.

„Man verhaftet einen Räuber, aber nicht mich!“ sagte er. — „Einen Räuber, und einen Mörder auch!“ entgegnete der Gendarm.

Geneviève stöhnte dumpf auf und sank auf einen Stuhl.

„Und weßhalb sind Sie zu mir gekommen?“ fuhr Jean Renaud fort. „Was soll das heißen? Glaubt man vielleicht, daß ich... Das wäre doch der größte Unsinn! Ich ein Räuber, ein Mörder! Keiner von Allen, die mich kennen, wird das glauben. 's ist ein alberner Spaß, nicht wahr? Man weiß ganz gut, daß ich unschuldig bin, daß ich kein Verbrecher sein kann!“ — „Nicht an uns ist es, zu beurtheilen, ob Sie unschuldig oder schuldig sind,“ sagte der Wachtmeister. — „So hat man mich also wirklich im Verdachte, man klagt mich wirklich an, mich!“ — „Ja.“ — „Aber das ist ja unmöglich, das ist absurd!“ — „Sagen Sie dieß dem Instruktionsrichter.“ — „So ist es also wahr!“ leuchte der Unglückliche mit erregter Stimme. „Sie kommen, mich zu verhaften?“ — „So lautet unser Befehl. Wenn Sie irgend etwas mit sich nehmen wollen, thun Sie es schnell, denn wir haben Eile.“

Geneviève saß unbeweglich, wie versteinert auf ihrem Stuhl. Jemand etwas Entsetzliches schnürte ihr die Kehle zusammen und lastete auf ihrer Brust. Ihr Auge war trocken, brennend und von beängstigender Starrheit.

„Aber ich bin ja unschuldig!“ brach Jean Renaud wieder aus, als ob er nicht begreifen könne, daß man das Recht habe, einen Unschuldigen zu verhaften. — „Desto besser für Sie, Jean Renaud,“ sagte der Wachtmeister. „Wir sind aber nichtsdestoweniger genöthigt, Sie fortzuführen, und selbst Gewalt anzuwenden, falls Sie sich weigern, uns gutwillig zu folgen.“

Der Unglückliche warf einen Blick auf sein Weib und brach in Thränen aus. Der Gendarm wandte sich um, als wolle er das ärmliche Meublement der Stube inspizieren.

„Ah, da ist die Flinte!“ rief er plötzlich, indem er die Waffe in dem Winkel erblickte, in welchem Jean Renaud dieselbe an diesem Morgen gelehnt hatte.

Er nahm sie auf und untersuchte sie, indem er den Hahn spielen ließ. Dann näherte er sich rasch seinem Begesetzten und rief: „Herr Wachtmeister, da sehen Sie... Die Kapsel ist verbrannt, der rechte Lauf ist abgeschossen worden!...“

Jean Renaud hörte das.

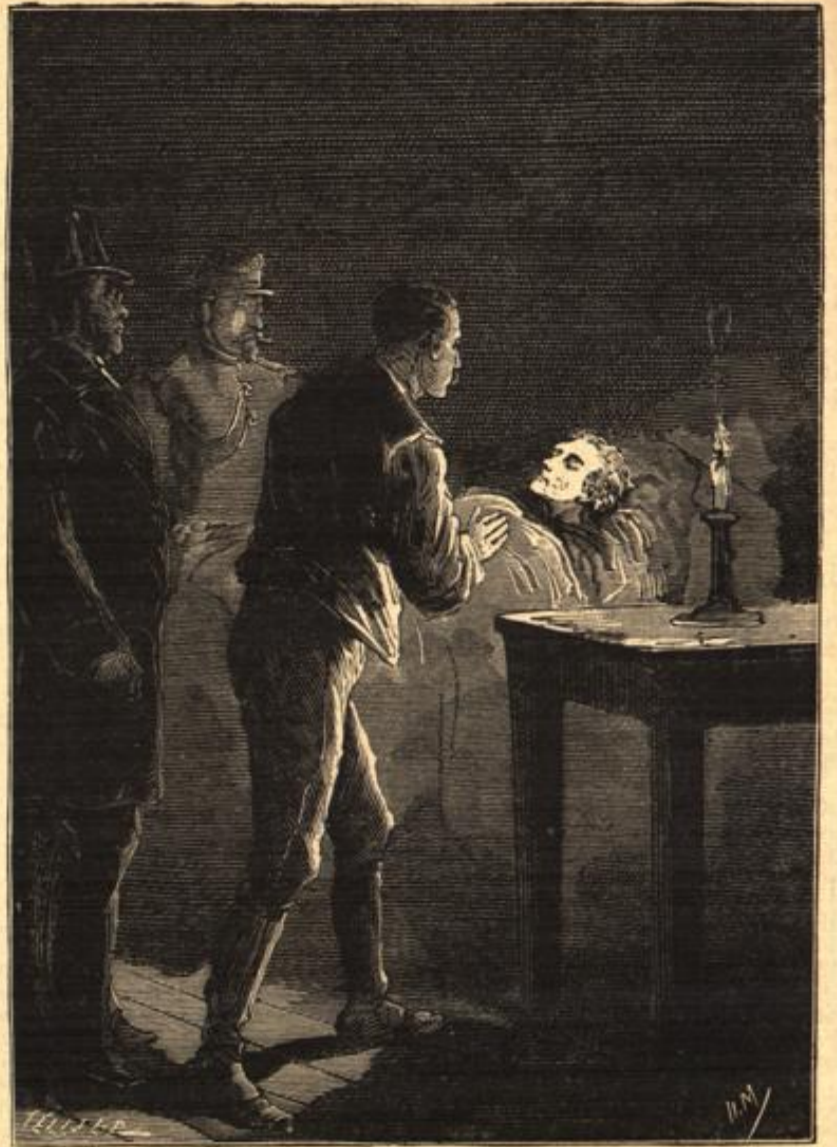
„Was?“ machte er jäh. „Meine Flinte sei abgeschossen worden, sagen Sie?“ — „Sie wissen das so gut wie ich,“ antwortete der Gendarm spöttisch.

Jean Renaud schaute hin: er sah, daß die Kapsel verbrannt sei. Das war für ihn ein schrecklicher Augenblick! „O! O! O!“ machte er wie außer sich. Sein Gesicht zog sich krampfhaft zusammen, wie unter einem großen inneren Schmerz; das Blut pochte heftig in seinen Schläfen und eine Wolke lag vor seinen Augen; es schien ihm, als öffne sich die Erde unter seinen Füßen.

Geneviève erhob sich, starr und steif, blaß wie eine Todte, und die Augen noch immer unnatürlich weit offen. „Aber so verteidige Dich doch, Jean,“ rief sie mit einer Stimme, die nicht die ihrige war. „Verteidige Dich doch, Unglücklicher!“



Fluchbeladen. „Da, da, auf Deinem Hemdärmel... Blut!...“ rief das Weib. (S. 69.)



Fluchbeladen. „Armer junger Mann!“ murmelte Jean Renaud. (S. 70.)



Das Märchen vom falschen Prinzen. (S. 67.)

Des andern Tags sah er einen großen Zug von Pferden und Kameelen auf die Säule El Serajah zutommen.

Er antwortete: „Wozu mich verteidigen? Ich bin ja unschuldig!“

Geneviève stieß einen Schrei aus, der einem Nöcheln glich.

„Ich bin unschuldig! ich bin unschuldig!“ wiederholte sie händeringend. „Und weiter kannst Du nichts sagen? Du mußt den Gendarmen sagen, was Du heute Nacht gemacht hast; Du mußt ihnen auch sagen, wie es kommt, daß Deine Flinte losgeschossen ist.“ — „Das weiß ich nicht,“ stammelte er. — „Du weißt es nicht?“ entgegnete Geneviève mit rauher Stimme. „O Gott, Gott, ich zittere, ich fürchte mich!“

Diese Worte rissen Jean Renaud aus seiner Betäubung. „Geneviève, Geneviève!“ sagte er mit dem Ausdruck eines brennenden Schmerzes. „Solltest Du mich in Verdacht haben? Solltest Du an Jean Renaud, an Deinem Manne zweifeln? Sprich, klagst auch Du mich an?“ — „Darauf sage ich wie Du: Ich weiß nicht!“

Der Unglückliche wandte wie vom Blitze getroffen.

„O Geneviève!“ weinte er mit bebender Stimme. „Leute, die mich nicht kennen, mögen mich anklagen, aber Du, Du! . . . Nein, das ist ja gar nicht möglich, das ist nicht wahr. Und wenn tausend Stimmen gegen mich schreien würden, und wenn die ganze Welt mich für einen Verbrecher, einen Mörder hielte, es bliebe doch eine Stimme, die dagegen spräche und Allen zurufen würde: Das ist eine Lüge, Jean Renaud ist unschuldig! Und das wäre Deine Stimme, Geneviève, mein theures Weib! Denn Du, Du kennst mich, Du weißt sehr wohl, daß ich kein böser Mensch bin. Ach Gott, wie schrecklich ist es doch, unschuldig zu sein und von Gendarmen wie ein Verbrecher fortgeschleppt zu werden. . . Ich weiß gar nicht mehr, wo mir der Kopf steht. Mein Gott, was wird denn geschehen? Das Alles ist so schrecklich! . . . Und unser liebes kleines Kind, das nun bald das Licht der Welt erblicken soll! . . . Nun, ich will muthig sein, ich will stark sein, ich will, ja! Aber

nur zweifle Du nicht an mir, Geneviève; ach, zweifle nicht, denn das wäre mir schrecklicher als alles Andere, weißt Du?“

Er fuhr sich krampfhaft mit beiden Händen über die Stirne und starrte dann wieder die Gendarmen an. „Ich kann sie aber doch nicht bis zum Abend da warten lassen. . .“ sagte er traurig. „Nun also, Geneviève, sie werden mich fortführen, umarme mich.“

Sie hörte ihn nicht. Das arme Weib war wie in Irren verfallen. Er trat auf sie zu, indem er die Arme öffnete. Plötzlich stieß sie einen schneidenden Wehgeschrei aus, wich entsetzt vor ihm zurück und rief mit ersticker Stimme: „Da, da, auf Deinem Hemdärmel. . . Blut! . . .“

Und sie sank bewusstlos zu Boden.

Die Gendarmen erbebten. Jean Renaud eilte seiner Frau zu Hülfe, ergriff sie mit seinen starken Armen und trug sie auf das Lager. Dann umarmte er sie mit einer Art Wuth, wie ein Unsinniger, küßte sie auf die Stirne, die Wangen, die Augen, die Haare, wobei dumpfes Stöh-



Roast's auß'r es g'ang'n
was's auß'r zu d'Welt,
h'wacht's h'santir' auf d'r al'm
und d'r h'wacht' am f'eld!

Und wo wir eng geru hat,
da kehrt's freud' zu,
und wo wir eng und müd
da laßt's es halt sein!

A h'uchweel zum schre'af'n,
da stöß'ring zum schl'af'n,
und a d'r wad' zum h'uch
muß a frischer h'uch h'amm!

nen seiner geschwellten Brust entschlüpfte. Nach einem Augenblick aber richtete er sich in die Höhe, warf einen verwirrten Blick um sich, und stürzte sich zwischen die Gendarmen, indem er schrie: „Führt mich fort! führt mich fort!“ — Und er verließ schluchzend sein Haus.

Die Durchsuchung des Zimmers, welches der junge Fremde im Gasthose des Meister Vertaur bewohnt hatte, lieferte keine neuen Anhaltspunkte zur Aufklärung der That oder zur Feststellung seiner Person.

Vergebens wurden die Möbeln durchsucht und die Kleider ebenfalls, man fand keinen Brief, keine Schrift.

In einer rohgeschlitzten Kassette, welche sich auf dem Kamme befand, waren drei Banknoten zu hundert Franken, sieben Goldstücke zu zwanzig Franken und sechs Silberstücke zu fünf Franken. Diese in einer Kassette bewahrte Summe schien anzuzeigen, daß sie das ganze Besitztum des jungen Mannes ausgemacht habe. Man konnte an-

nehmen, daß der Räuber in seiner Verwirrung die Kassette nicht bemerkt habe und nachdem er vergeblich die Schubladen durchsucht hatte, ohne Beute entflohen sei.

„Und dennoch,“ bemerkte der Generalprokurator, „soll das Opfer nach der Aussage des Wirthes vorgestern zwei Briefe erhalten haben, die wir doch hier vorfinden sollten. Ferner wird bestätigt, daß der Verstorbene viel geschrieben habe: nicht allein Briefe, sondern auch eine Art Erzählung oder Tagebuch. Nun ist zwar weißes Papier vorhanden, Federn, Tinte, aber kein einziges Schriftstück. Das ist höchst befremdend.“ — „Zweifellos liegt da ein Geheimniß zu Grunde,“ meinte der Instruktionsrichter. In diesem Augenblicke lenkte der Friedensrichter die Aufmerksamkeit seiner Begleiter auf einen Aschenhaufen im Kamin, der nur von verbrannten Papieren herrühren konnte. „Daraus läßt sich schließen, daß der junge Mann die Schriften, welche er aufsuchte, wieder verbrannte, ebenso wie die Briefe, die er erhielt.“

Die Beamten verließen darauf das Zimmer und den Gasthof und begaben sich zu dem Friedensrichter, welcher sie zum Speisen eingeladen hatte. Dorthin ließen sie auch das alte Weib kommen, welches Gevatter Vertaur mit dem Namen „die Schweizerin“ bezeichnet hatte.

„Sind Sie es, welche heute Nacht einen Mann aus dem Gasthose des Herrn Vertaur schleichen sah?“ fragte sie der Instruktionsrichter. — „Ja wohl, gnädiger Herr.“ — „Um welche Stunde war das?“ — „O, 's muß schier gegen Eins gewesen sein.“ — „Und haben Sie den Mann erkannt?“ — „Ja wohl, gnädiger Herr. Hab' ihn gleich erkannt, den Wolfstödter, den Jean Renaud.“ — „Sind Sie Ihrer Sache gewiß?“ — „Meiner Treu, gnädiger Herr, vielleicht ist er's auch nicht gewesen. Er sah aber gerade so aus, als ob er's wäre.“ — „'s ist gut. Sie können gehen.“

Die Schweizerin zog sich mit einer Unzahl von Knitren zurück.

Einen Augenblick darnach stiegen die Beamten wieder in den Wagen und begaben sich nach Frémicourt zurück, wo sie um acht Uhr anlangten.

14.

Mehrere Fenster des Gemeindehauses sind beleuchtet. Ein Gendarme steht als Wache vor der Thür. Auf dem Platze haben sich zahlreiche Gruppen von Leuten gebildet, welche plaudern, gestikulieren und streiten.

Die Beamten haben sich wieder zu einer Sitzung vereint.

Die Flinte Jean Renaud's, aus deren zweitem Laufe man die Ladung gezogen hat, liegt vor ihnen auf dem Tische. Die Kugeln liegen neben einander auf den Papierschnitzeln, welche ihnen als Pfropf gedient haben.

Wie früher befindet sich auch jetzt der Arzt, der Friedensrichter von Saint-Trun und der Bürgermeister von Frémicourt anwesend.

Der Wachtmeister harret stehend, auf seinen Säbel gestützt, auf allensfallige Befehle.

Der dritte Gendarm steht vor einer geschlossenen Thür links.

Das Zimmer, in welchem der Leichnam liegt, befindet sich rechts. Zwei Männer bewachen ihn noch immer.

„Gendarm, lassen Sie Jean Renaud eintreten,“ gebot der Generalprokurator.

Der Gendarm öffnet die Thür, macht ein Zeichen, und Jean Renaud erscheint auf der Schwelle. Der Gendarm faßt ihn am Arme und führt ihn an den Tisch.

Der Unglückliche ist schrecklich blaß, seine Augen sind glanzlos, seine Haltung leidend. Er erkennt den Friedensrichter und den Bürgermeister; er wirft einen Blick voll Trauer auf sie. Dann verbeugt er sich vor den anderen Herren, die er nicht kennt, deren Rang er aber erräth.

„Sie heißen Jean Renaud,“ begann der Instruktionsrichter, „Sie sind Soldat gewesen, Sie haben sich verheiratet und wohnen mit Ihrer Frau in Civry. Wie alt sind Sie?“ — „Vierzig Jahre.“ — „Sie sind sehr bekannt in der Gemeinde von Saint-Trun, in welcher Sie bis jetzt eines guten Rufes genossen haben. Sie haben sogar der Bevölkerung sehr gute Dienste erwiesen durch Erlegung schädlicher Raubthiere, was Ihnen den übrigens ganz ehrenvollen Beinamen ‚Wolfstödter‘ eingetragen hat. Die Behörde hat Sie durch die Erlaubniß ausgezeichnet, eine Flinte selbst zur Schonzeit tragen zu dürfen. Wir wissen, daß Sie diese Gunst nie mißbraucht haben und nie ein Wildschütz gewesen sind. Heute aber, Jean Renaud, lastet eine schwere, schreckliche Anklage auf Ihnen. Geben Sie uns den umständlichen Bericht von Ihrem Beginnen am gestrigen Tage.“ — „Ich bin um fünf Uhr früh von Hause fortgegangen.“ — „Mit Ihrer Flinte?“ — „Ja, gnädiger Herr, mit meiner Flinte. Ich hatte gehört, daß sich im Walde von Sueure eine Wölfin mit zwei Jungen gezeigt habe. Ich strich durch das ganze Gehölz. Ich habe wohl die Spur des Wildwechfels gesehen, das Wild selber aber nicht. Auch den Wald von Artemont habe ich vergeblich durchstreift. Die Wölfe hatten nicht auf mich gewartet. Ich war ermüdet und hungrig; ich rastete, indem ich in Artemont zu Mittag aß.“ — „Um wie viel Uhr haben Sie diese Gemeinde verlassen?“ — „Gegen vier Uhr.“ — „Ihr seid da nicht heimgegangen, nach Civry?“ — „Nein.“ — „Weshalb nicht?“ — „Ich hatte in Terroise zu thun, und in Frémicourt ebenfalls, wo ich den Müller sprechen wollte.“ — „Von hier bis Artemont sind fast drei Meilen; es muß also zwischen sechs und sieben Uhr Abends gewesen sein, daß man Sie nicht in Frémicourt, sondern auf der Wiese des Seuillon-Hofes gesehen hat. Erinnern Sie sich, mit einem Weibe gesprochen zu haben, das in der Nähe des Hofes arbeitete?“ — „Ich erinnere mich.“ — „Sie hatten da Ihre Flinte bei sich?“ — „Ich hatte sie da bei mir.“ — „Kurze Zeit nachher trafen Sie auf zwei Männer, mit denen Sie einige Worte wechselten. Diese beiden Männer nun behaupten, daß Sie keine Flinte bei sich hatten. Ist das wahr?“

Jean Renaud erbehte; aber er blieb stumm.

„Sie sind verlegen,“ fuhr der Beamte fort. „Ja, so ist's, Sie hatten da keine Flinte bei sich. Wo hatten Sie dieselbe gelassen?“

Der Unglückliche stieß einen Seufzer aus und senkte das Haupt.

„Nun! Sprechen Sie, antworten Sie!“ — „Ich kann nicht antworten, nein, ich kann's nicht.“ — „So will ich für Sie antworten, Jean Renaud: nachdem Sie mit dem Weibe gesprochen hatten, und ehe Ihnen die beiden Knechte begegnet sind, hatten Sie Zeit, die Flinte zu verstecken.“

Der Angeklagte blieb anscheinend ruhig.

„Jean Renaud, sehen Sie her: erkennen Sie diese Waffe?“ — „Ja.“ — „Ist es Ihre Flinte, dieselbe, welche die Gendarmen in Ihrer Wohnung fanden?“ — „Ja.“

„Auf dem Hahn und am Schafte befindet sich noch Erde; wir bedürfen aber dieses Beweises nicht, daß die Flinte versteckt gewesen sei, wir haben noch andere. Sie haben sich wirklich nach Terroise begeben und sind dann nach Frémicourt zurückgekommen, wo Sie in die Mühle gingen. Damals hatten Sie Ihre Flinte nicht. Nach Aussage des Müllers haben Sie ihn um zehn Uhr verlassen. Was haben Sie von da an gemacht?“

Jean Renaud blieb stumm.

„Ich und diese Herren verstehen Ihr System, Jean

Renaud; es besteht darin, nicht zu antworten. Hören Sie mich an. Trophem Ihr Vorleben makellos ist, so ist doch Ihr Verbrechen so abscheulich, daß Sie auf keine Milde des Gerichtes rechnen dürfen, außer wenn Sie aufrichtige Reue zeigen. Der erste Beweis derselben ist ein offenes Bekenntniß. Und das eben verweigern Sie!“

Die Augen Jean Renaud's füllten sich mit Thränen.

„Ich habe nur Eines zu sagen,“ entgegnete er mit vor Erregung bebender Stimme: „Ich bin unschuldig!“

Der Instruktionsrichter runzelte die Stirn.

„So steht es also? Da alle Beweise Sie erdrücken, flüchten Sie sich in das Leugnen? Ich wiederhole es Ihnen: Ihr System ist thöricht, und anstatt Ihnen zu nützen, stürzt es Sie vollends in's Verderben.“ — „Ich bin unschuldig!“ wiederholte Jean Renaud. „Weiter kann ich nichts sagen!“ — „Sie weigern sich also, anzugeben, was Sie, von zehn Uhr Nachts angefangen, gethan haben?“

— „Ich kann's nicht, ich kann's nicht!“ — „Das heißt, Sie wollen's nicht. Gut. Dann will ich es Ihnen sagen: Sie haben Ihre Flinte aus dem Versteck geholt, dann haben Sie Ihr Opfer an der Straße erwartet. Es näherte sich in der Richtung gegen Frémicourt. Sie befanden sich auf der linken Seite, auf der Wiese. Sie haben die Ladung des rechten Laufes Ihrer Flinte abgeschossen und der junge Mann wurde mitten in die Brust getroffen. Hier ist die Kugel, die ihn getroffen hat: sie ist der andern, die man soeben aus Ihrer Flinte gezogen hat, vollkommen gleich. Das ist aber noch nicht Alles: dieser Papierpfropf, den man am Thortore gefunden hat, ist von demselben Zeitungsbrette wie der, welchen man sammt der zweiten Kugel aus Ihrer Flinte gezogen hat. Es ist kein Zweifel mehr möglich: Ihre Kugel ist es, die getroffen hat, Sie sind es, der getödtet hat! ... Nach vollbrachter That athmete das Opfer noch, es versuchte sogar, sich zu erheben. Da haben Sie sich ihm genähert. Wozu? Um ihm das Geld oder die Werthsachen, die es bei sich haben konnte, zu entwenden, um es zu berauben!“

Jean Renaud fuhr auf und seine Augen schossen Blitze. „O!“ schrie er empört. „Ich ein Mörder! Ich ein Räuber!“

Dieser energische Protest machte selbst auf die Gerichtsbeamten Eindruck. Der Instruktionsrichter fuhr sichtlich bewegt fort: „Man hindert Sie ja nicht, sich zu verteidigen, wenn man Ihnen Unrecht thut. Sagen Sie einfach, was Sie gethan haben, nachdem Sie die Mühle verlassen hatten!“ — „Ich kann nicht! ich kann nicht!“ schrie er, seine gefalteten Hände konvulsivisch vor seinen Kopf pressend. — „Immer das alte Lied!“ fuhr der Instruktionsrichter ärgerlich fort. „Lassen Sie sehen, ob Sie Ihr beklagenswerthes System bis zu Ende behaupten werden. Ich kann nicht sagen, ob das Opfer beraubt worden ist: das weiß nur Gott und Sie. Aber ... Jean Renaud, zeigen Sie uns eine Sohle Ihrer Schuhe.“

Er gehorchte, indem er das rechte Bein in die Höhe hob.

„Sie sehen, meine Herren,“ sagte der Richter, „eine breite Sohle mit eisernen Nägeln beschlagen. Nun also, Jean Renaud, Sie haben das Opfer ergriffen, und haben es rückwärts schreitend, einige Schritte weit fortgezogen bis auf die Stelle, wo es gestorben ist.“

Der Unglückliche senkte wieder das Haupt. Dann aber richtete er sich plötzlich auf, es schien, als ob er sprechen wolle, aber gleich darauf fiel er wieder in seine Regungslosigkeit.

„Jean Renaud,“ begann der Instruktionsrichter von Neuem, „um welche Stunde sind Sie nach Civry zurückgekommen?“ — „Heut Morgen um sechs Uhr,“ antwortete er. — „Das ist endlich eine Antwort, und zwar eine wahre. Aber von Frémicourt nach Civry ist nur eine Stunde Weges. Sie hätten schon um elf Uhr Nachts daheim sein können. Wo haben Sie also den Rest der Nacht verbracht?“

Neues Schweigen von Seite Jean Renaud's.

„Natürlich, das können Sie wieder nicht sagen, Jean Renaud! Um ein Uhr Nachts, zwei Stunden ungefähr nach der That, sind Sie in Saint-Trun gewesen. Das können Sie nicht leugnen, denn man hat Sie gesehen, man hat Sie erkannt.“

Diesmal schien Jean Renaud vernichtet.

Der Instruktionsrichter fuhr fort: „Sie haben sich in den Gasthof des Wirthes Vertaux geschlichen ...“

Jean Renaud begann zu zittern.

„Sei es, daß Sie den Schlüssel aus den Taschen des Opfers genommen haben, oder sei es, daß derselbe an der Thür steckte. Sie sind in das Zimmer des Ermordeten gedrungen. Sie haben zum Anzünden des Lichtes drei Zündhölzchen verbraucht, die man auf dem Fußboden fand — hier sind sie. Jean Renaud, was hatten Sie dort zu suchen?“ — „Sie wissen nichts!“ dachte der Wolfstödter bei sich, und es war, als athme er wieder freier auf. — „Nun, Jean Renaud?“ fuhr der Instruktionsrichter fort.

„Antworten Sie: Sie stehen vor Gericht, zeigen Sie ein wenig Muth.“ — „O, an Muth fehlt es mir nicht!“ machte er. — „So sagen Sie uns also, was Sie in Saint-Trun zu thun hatten, weshalb Sie in das Zimmer des Opfers gedrungen sind?“

Der Angeklagte blieb stumm.

Der Instruktionsrichter verlor jetzt die Geduld und rief: „Sind Sie in Saint-Trun gewesen, heute Nacht um Eins, ja oder nein?“ — „Ich war dort.“ — „Und Sie weigern sich, zu sagen, aus welchem Grunde?“ — „Mein

Gott, gnädiger Herr,“ sagte Jean Renaud traurig, „wenn ich nicht antworte, so geschieht dieß, wie ich Ihnen schon gesagt habe, weil ich nicht kann.“

Der Beamte wurde zornig; er biß sich in die Lippen und murmelte, indem er aufstand: „Das ist der verstockteste Wicht, der mir jemals vorgekommen ist!“ Zugleich fügte er in barschem Tone hinzu: „Zeigen Sie uns Ihre Hemdärmel.“

Jean Renaud streckte beide Arme aus.

Nun konnten Alle auf dem rechten Armel verschiedene Blutflecken sehen.

Wahrhaftig, schon genug zahlreiche Beweise waren angehäuft gegen den armen Wolfstödter, ohne daß es dieses neuen bedurft hätte, der an und für sich wohl nichts bedeutet hätte, da man ganz gut einige Blutflecke an seinen Kleidern haben kann, ohne deshalb ein Verbrecher sein zu müssen; aber die Justiz läßt nichts außer Acht, sie bemächtigt sich der geringsten Details.

„Dieses Blut ist augenscheinlich das des Opfers,“ sagte der Instruktionsrichter. — „Ohne Zweifel,“ bestätigte der Generalprokurator. Die Uebrigen stimmten bei.

Der Instruktionsrichter streckte seine Hand gegen das Zimmer aus, in welchem sich der Leichnam befand, und sagte zum Wachtmeister: „Oeffnen Sie diese Thür.“ Dann wandte er sich an Jean Renaud: „Treten Sie da hinein,“ sagte er zu ihm.

Der Wolfstödter trat ein. Die Beamten folgten ihm.

Auf ein Zeichen zog der Wachtmeister das Tuch fort, welches den Leichnam bedeckte. Jean Renaud blickte in das Gesicht desselben, welches durch die Lampe grell beleuchtet wurde.

Anstatt zurückzuschauern, wie man es erwartet hatte, trat Jean Renaud im Gegentheil auf den Tisch zu und betrachtete einen Augenblick hindurch das junge, schöne Gesicht des Todten mit tiefer Traurigkeit. Thränen traten ihm die Augen. „Du Todter, den ich nicht kenne,“ sagte sich Jean Renaud, „bist Du zufrieden mit mir? So weit es in meiner Macht stand, habe ich Deinen letzten Willen erfüllt und mein Geheimniß bewahrt!“ Er fuhr mit dem Armel seiner Blause über die Augen und man hörte ihn die Worte murmeln: „Armer junger Mann!“

Dann setzte er in Gedanken hinzu: „Arme Lucile!“

Wenn der Instruktionsrichter darauf gerechnet hatte, daß Jean Renaud durch diesen Anblick erschüttert werden würde, dann hatte er sich getäuscht. Im Gegentheil, der Anblick des Leichnams verlieh ihm neue Energie, und er fühlte sich gestärkt.

„Jean Renaud, weigern Sie sich noch immer, zu antworten?“ fragte ihn der Beamte. — „Ja, gnädiger Herr,“ antwortete dieser in entschlossenem Tone.

Der Richter stampfte mit dem Fuße und rief: „Gendarmen, führen Sie diesen Menschen in sein Gefängniß zurück!“

Man brachte ihm dorthin sein Nachtmahl. Er hatte Hunger und Durst; er aß mit gutem Appetit.

Um zehn Uhr ließ man ihn in einen Wagen steigen, der ihn nach Saint-Trun bringen sollte. Ein Gendarm nahm neben ihm Platz, die beiden anderen eskortirten ihn. Er brachte den Rest der Nacht in der Gendarmereikaserne zu und wurde am nächsten Morgen nach Besoul geschafft, wo er zu Mittag ankam. Dort brachte man ihn in das Stadtgefängniß und schloß ihn in eine Zelle.

15.

Die Anwesenheit des Generalprokurators und des Instruktionsrichters war im Seuillon-Hofe nicht unbekannt geblieben.

Jacques Mellier wartete den ganzen Tag auf sie, immer in seiner Stube, die Pistole zur Hand, um sich im gegebenen Falle eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Um sechs Uhr erfuhr er die Verhaftung des Wolfstödters, gegen den, wie man sagte, schreckliche Beweise vorlagen.

Wenn die Ueberraschung der Knechte des Hofes darüber groß war, so glich die Jacques Mellier's der Verblüffung.

„Ach was!“ dachte er dann. „Es ist ja nicht anders möglich, als daß Jean Renaud sofort wieder in Freiheit gesetzt wird. Es geschieht ja oft, daß die Polizei eine falsche Spur verfolgt, aber bald wird sie ihren Irrthum einsehen. Uebrigens wird Jean Renaud seine Unschuld leicht beweisen können. Nun, warten wir also weiter. Dank dieser seltsamen Eisei der Herren Beamten habe ich einige Stunden länger zu leben.“

Er stellte sich an's Fenster und schaute auf die Landstraße hinüber, auf der er jeden Augenblick die großen Federbüsche der Polizeisoldaten erscheinen zu sehen glaubte. Es muß erwähnt werden, daß nichts von dem, was vor der Verhaftung Jean Renaud's im Bürgermeisteramte vorgegangen war, bekannt wurde.

Pierre Rouvenat war nicht weniger ängstlich als sein Herr; die Verhaftung des Wolfstödters hatte ihn nicht überrascht; er wußte, daß derselbe die Nacht nicht daheim zugebracht, daß man ihn gegen zehn Uhr in der Nähe des Thortores gesehen hatte, daß man ihn also leicht im Verdacht haben konnte. Aber ein neuer Schrecken hatte ihn erfaßt.

Er war gleich vielen Anderen am Morgen auf den Schauplatz des Verbrechens gegangen, und er hatte gleich Jenen die Eindrücke der breiten, eisenbeschlagenen Schuhe

des Wolfstötters sehen können. Ohne Zweifel war Jean Renaud auf seinem Heimwege hier vorbeigekommen, hatte das Opfer gefunden und mit demselben gesprochen, wenn, wie man sich erzählte, der junge Mann nicht gleich gestorben war. Was hatte dann der unglückliche Lebn enthüllen können?

Jean Renaud, der in aller Frühe voll Unruhe nach Lucile gefragt hatte, war sicher der Ueberbringer der letzten Worte des Sterbenden gewesen. Rouvenat war fast überzeugt davon, daß Jean Renaud das Verhältnis zwischen dem jungen Manne und Lucile Mellier kenne.

Nun genügte aber diese einzige Erklärung vor Gericht schon, um Jacques Mellier in's Verderben zu stürzen. Man begreift, in welche Angst der getreue Diener dadurch gestürzt wurde.

Dann gab es noch etwas ebenso Schreckliches: die Finte, welche in dem nächtlichen Drama eine so düstere Rolle gespielt hatte. Jean Renaud, ungerecht beschuldigt, hatte nur die Worte zu sagen, um seine Unschuld zu beweisen: „Am nach Frémicourt und Terroise zu gehen, brauchte ich meine Finte nicht; ich habe sie im Scuillon-Hofe gelassen, von wo ich sie erst an diesem Morgen wieder abholte.“

Obne eine direkte Beschuldigung zu sein, rief die Untersuchung hervor. Man mußte sich verantworten. Die Abwesenheit Lucile's, wenn man um den Grund derselben fragte, mußte erklärt werden. Er hatte mit dem Mädchen, welches er Jean Renaud aufband, auch die Rechte des Hofes belügen können; die Justiz ist aber nicht so leicht zu betrügen. (Fortsetzung folgt.)

Die Post in Grönland.

In Grönland wird die Ankunft der Post nicht von einem schmetternden Pöfshorn und ebensowenig von der schrillen Dampfpeife verkündet. Betrachtet man von der felsigen Küste das Meer, die mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Inseln, läßt man den Blick bis an den äußersten Rand des Horizonts schweifen, an welchem einzelne riesige Eismassen sich scharf in der blauen Luft abzeichnen, spährt man unter den dicken, hier und dort umhertreibenden Eisküsten, um in der weiten Ferne einen festen Punkt zu finden, so sucht man vielleicht vergeblich darnach, aber das scharfe Auge des Grönländers vermag einige kleine dunkle Gegenstände zu entdecken, welche sich zu nähern scheinen, obgleich sie hin und wieder von den Eisküsten verdeckt werden. Schließlich sieht man ein Ruder, einen grönländischen „Paqai“, sich mit einformigen, tafelmäßigen Bewegungen nähern. Sobald der Kajak (das Boot) sich dem Lande nähert, erhebt der im Boote Sitzende das Ruder, und das ist das Zeichen, daß er anfahren wird. Auf dieses vom Lande aus bemerkte Signal erhallt der Freudenruf: „paortok! paortok!“ (die Post!) Alt und Jung eilen aus den Hütten, um den Postführer zu empfangen. Sobald der Strand erreicht ist, wird das Boot an's Land gezogen und die im Hinterheil liegenden Briefe und Pakete hervorgezogen. Auf diese Weise befördert man die Post an der grönländischen Küste auf einer Strecke von 200 englischen Meilen ebenso sicher wie auf einer Dampfbootpostlinie. Nur die kräftigsten Ruderer werden zur Postbeförderung verwendet. Der Abstand von der einen Station zur andern beträgt gewöhnlich 20—30 Meilen und für eine solche Ruderfahrt bezahlt man den äußerst niedrigen Preis von ungefähr 1 1/2 Kronen (1 Mk. 75 Pfg.), sowie eine schwarze Schiffswurst und frisches Wasser für den Postführer überall, wohin er kommt. Bei gutem Wetter pflegt er täglich eine Strecke von 10 bis 12 Meilen zurückzulegen, ja, man hat Beispiele, daß ein Ruderer innerhalb 24 Stunden eine 20 Meilen entfernte Station erreichte, ohne sich die geringste Ruhe zu gönnen. Außer der genannten Schiffswurst ist ein solcher Ruderer nur noch mit einem Stück Seehundspeck versehen; er rechnet auf die Gostfreiheit der Bevölkerung und erhält auch überall Hilfe, wo sich Niederlassungen befinden. Im Nothfall kann sein scharfer Pfeil eine Übergang oder einen Al erreichen, die er roh verzehrt. Zwingt ihn Müdigkeit oder der Einbruch der Nacht, an's Land zu gehen, bevor er einen bewohnten Ort erreicht hat, so zieht er auf der ersten besten Insel seinen Kajak so weit auf den Strand hinaus, daß Ebbe und Flut ihn nicht erreichen können, denn er wäre sonst ein Opfer des Hungertodes, wenn die See sein Schifflein entführen würde. Er legt einen schweren Stein in den Kajak, damit ein plötzlich ausbrechender Sturm nicht das leichte, aus Seehundsfellen verfertigte Boot davonföhre. Während des Sommers sucht er Nachtlager auf den Felsen, während des Winters im Schnee, und will er sich wirklich bequem einrichten, dann bildet er von herbeigeschleppten Steinen einen länglichen, fuhhoch eingezunten Raum, so groß, daß er darin Platz findet, stopft die Oeffnungen zwischen den Steinen mit Schnee oder Haidekraut und legt das Boot umgekehrt darüber. Oben läßt er eine kleine Oeffnung, durch welche er hineinkriecht, um durch einige Stunden neue Kräfte zu sammeln. Wenn zwei Kajakeruberer sich zusammenfinden, dann halten sie es nicht einmal der Mühe werth, während der Nacht an's Land zu gehen und zu ruhen. Wenn das Wetter gut ist, suchen sie Schutz zwischen ein paar kleinen Inseln und legen die Ruder quer über die Kajaks, welche sie an einander binden. Schlafend treiben sie auf solche Weise langsam vor dem Winde hin und fühlen sich von dieser Ruhe ebenso erquickt, wie ein Europäer vom Schlafe in seinem Bette. Das gebrechliche Boot, welchem der Grönländer sein Leben, der Europäer seine Briefe anvertraut, ist ein geschmackvolles Fahrzeug. Es gewährt einen schönen Anblick, eine Anzahl derselben die Küste verlassen zu sehen. Harpunen und Pfeile durchfliegen die Luft und erreichen ihr Ziel fast unfehlbar, ohne daß die Fahrt des Kajak vermindert wird. Wenn der Europäer vom Deck seines schweren Holzstoloffes die schnellen Bewegungen eines solchen leichten Fahrzeugs betrachtet und sieht, wie dasselbe mit den Wogen und Winden förmlich spielt, bald wie auf den Rücken der schäumenden Wellen ziehend, bald in der fuhsternen Tiefe gleichsam verschwindend, fühlt er oft die Sehnsucht, in derselben Weise wie der Grönländer die salzige Flut durchzuziehen zu können.



Aus allen Gebieten.

Königsberger Marzipan.

Man nimmt 1 Pfund Mandeln, wirft sie eine Nacht in Wasser, oder wenn man es schneller haben will, brüht man sie, zieht sie ab und läßt sie in kaltem Wasser erhitzen, trocknet sie sauber ab und stößt sie zu einem feinen Brei, indem man beim Stoßen zuweilen ein paar Tropfen Rosen- oder Orangenblütenwasser zulegt, damit die Mandeln nicht ölig werden. Man mischt nun 1 Pfd. fein gestoßenen Zucker zu, setzt es unter beständigem Umrühren auf's Feuer und hält es, indem man sorgt, daß es nicht anbrenne (besonders auf dem Boden), so lange darauf, bis der Teig nicht mehr anlebt. Nun legt man die Masse auf einen mit Zucker bestreuten Tisch, läßt sie kalt werden und rollt sie mit einem Rollholz auseinander. Mit Hilfe des Messers oder eines Ausstechers macht man beliebige Gestalten, als: Herzen, Sterne und dergleichen, legt diese auf Oblaten und backt sie in der Tortenpfanne, oder wer diese nicht hat, auf Blechen ab. An die Figuren setzt man einen fingerbreiten Rand, den man mit etwas Eiweiß befestigt, damit die Glasur, die man amwenden will, nicht abfließt. Den Spiegel macht man also: man schlägt Eiweiß zu Schaum und rührt von dem feinsten weißen Zucker darunter, bis es dicklich ist. Diesen Spiegel trägt man auf den Marzipan und läßt ihn in gelinder Wärme fest werden. Beliebig streicht man erst Zitronensaft auf den Marzipan, ehe man den Guß aufträgt. Dann dekorirt man ihn mit allerlei feinen Sachen.

Gausseife.

In 8 Eimern Wasser werden 25 Pfund Soda aufgelöst und 20 Pfund frisch gebrannter Kalk, welcher vorher mit Wasser besprengt und in Pulver zerfallen ist, darunter gerührt. Sollte eine herausgeschöpfte Probe mit einigen Tropfen Schwefelsäure noch aufbrausen, so muß man noch etwas mehr Kalk nehmen. Der Kessel wird dann vom Feuer entfernt und die geklärte Lauge nach einigen Stunden abgeseiht. Ein Eimer voll davon wird beiseite gestellt; zu der andern setzt man 30 Pfund Talg und kocht nun bei mäßigem Feuer, bis die Masse von dem Rührspatel in sprupartigen Fäden abfließt. Im Falle dieß nach zwei Stunden geschieht, gießt man aus dem Eimer allmählich noch etwas Lauge hinzu. Dann schüttet man unter beständigem Rühren in kleinen Portionen 2 Pfd. Kochsalz hinzu und füllt nach kurzer Zeit in die bereit stehenden Formen.

Konserviren von Holz.

Der Vorgang bei dem neuen Verfahren von Blythe beruht auf der Thatfache, daß das in Form von trockenem Dampf unter Druck in das Holz gepresste Antisepticum (Kreosotöl) dasselbe nachhaltiger konservirt, als wenn es nach der gewöhnlichen mechanischen Methode mittels Pumpen behandelt wird. Leider werden die mechanischen Details des Verfahrens nicht in wünschenswerther Vollständigkeit mitgetheilt, doch kann aus dem Gezagten geschlossen werden, daß selbst grünes Holz mit Erfolg behandelt werden kann. Die Operation selbst besteht im Wesentlichen darin, daß das Holz in geschlossenen Räumen der Einwirkung kohlensaurer Dämpfe ausgesetzt wird, wodurch jede Faser des Holzes imprägnirt wird. Mehrere vergleichende Versuche, welche mit Eisenbahnschwellen angestellt worden waren, sprechen sehr zu Gunsten dieser neuen Methode.

Mittel gegen Zahnschmerz.

In neuerer Zeit erst hat ein amerikanischer Arzt ein Mittel gefunden, welchem ganz besondere Wirksamkeit zugeschrieben wird. Es ist sehr einfach; Jedermann kann sich's unentgeltlich verschaffen. Man nimmt Blätter von dem überall in Menge auf Grasplätzen, unbedautem Boden, an Wegen u. s. w. wachsenden Wegewich oder Wegwart (Plantago major), übergießt sie in einem Glase mit starkem Weingeist und trüufelt dann die so erzeugte Tinktur, die allerdings zehn Tage warm gestanden haben muß, auf Baumwolle und steckt sie in den hohlen Zahn. Auch innerlich soll die Tinktur angewendet werden: vier Tropfen auf ein halbes Weinglas voll Wasser und dann theelöffelweise. Man soll das Zahnfleisch von zahnenden Kindern mit so verdünnter Tinktur reiben, der Schmerz soll dadurch den Kindern verringert werden. Man probire es, wenn es überhaupt neu ist.

Verwendung der Mistel.

Die Mistel (Viscum album L.), eine den von ihr bewohnten Bäumen schädliche Schmarotzerpflanze, kann dem Menschen auch Nutzen bringen. In Offenbach, Kreis Schweiger, werden die auf Tannen wachsenden Misteln seit mehr als dreißig Jahren bis auf mehrere Stunden in der Umgegend während des Winters sorgfältigst und mit Aufwand großer Mühe gesammelt, in kleine Bündel gebunden, diese an eine Stange gespießt und mit nach Hause gebracht. Nach dem Füttern und Tränken der Kühe am Morgen und Abend gibt man einer jeden Milchkuh etwa ein halbes Bündelchen Misteln. Die Pflanze wird von den Thieren sehr gern getressen und vermehrt die Milchergiebigkeit, sowie den Fettstoff der Milch; sie gibt zugleich der Butter eine gelbere Färbung. Die Misteln, welche auf Apfelbäumen wachsen, sollen säuerlich und nicht gut für die Kühe, dagegen für Schafe und Ziegen ein angenehmes Futter sein.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witz.

In Ungarn, wo folgende Geschichte in den fünfzig Jahren spielte, war das allgemein anerkannte Medium der Rechtsprechung der Stod, und der Stuhlrichter, welcher eigentlich in dieser Zeit Banrichter hätte heißen sollen, kentionirte dem Janosz, der Pferde gestohlen hatte, fünfzig wohlgezählte Hiebe. Doch der Richter der Pukta war ein viel zu gewissenhafter Mann, um zu vergessen, daß es laut des Ministerialerlasses vom Soundsovielten, Zahl so und so, eine heilige Pflicht sei, den Verurtheilten darauf aufmerksam zu machen, daß es noch höhere Richter als den Stuhlgerichtlichen gäbe, die jede Sache mit Genauigkeit zu untersuchen gern bereit seien. Er machte den Verurtheilten deshalb aufmerksam, daß es sein Recht sei, an das Obergericht zu appelliren, wenn er mit der Strafe nicht zufrieden wäre, welches Rechtsmittel denn auch Janosz ergriff; er appellirte und der Richter nahm auch die Appellation formgerecht zu Protokoll; allein bevor er den Verurtheilten entließ, mußte dieser sich doch bequemen, auf der historischen Bank Platz zu nehmen, um die ihm in erster Instanz zuerkannten fünfzig auszuhalten. Nachdem die Exekution vorüber war, sandte der Richter, wie es der Ministerialerlass vorschrieb, die Akten sammt der Appellation an das kompetente Obergericht, das nach sorgsamem Aktenstudium fand, daß es angemessen wäre, die Strafe der fünfzig auf fünfundsiebzig zu reduzieren, und dem Untergericht auftrag, Janosz unter Verhändigung von dem Erlöse seiner Appellation die obergerichtlich sanktionirten fünfundsiebzig verabsolgen zu lassen. Der pflichterfrige Richter ladet Janosz selbstverständlich sofort vor und macht ihm die erfreuliche Mittheilung, daß das Obergericht sein Verschulden milder zu bestrafen gefunden; er liest ihm den betreffenden Erlass vor — und fordert ihn auf, sich neuerlich auf die Bank zu legen, damit dem obergerichtlichen Befehle entsprochen werde. Alles Protestiren des armen Teufels war vergebens; einem Befehle der vorgeordneten Behörde muß man doch entsprechen, und wenn das Obergericht sagt: Janosz hat fünfundsiebzig zu bekommen, müssen es wohlgezählte fünfundsiebzig, keiner mehr, aber auch keiner weniger, sein. Glücklicherweise war Janosz demnächst genug, nicht noch an die dritte Instanz zu appelliren, sondern beschied sich mit den 75 Hieben, die gewiß im Falle einer neuerlichen Bemühung des Rechtsmittels der Berufung um einige sehr schwer empfundene vermehrt worden wären.

Unbekannte Größe.

Anno 1866 spaziert ein preußischer Unteroffizier in Dresden und begegnet auf der Straße einem sächsischen Gemeinen, welcher Ersteren nicht beachtete. Darüber stellt ihn Jener zur Rede. „Ödr'n S' mal, kennen Sie keinen preußischen Feldwebel nich?“ „Ach nee, wie soll er denn heißen?“

Der fehlende Kall.

Bürgermeister (zum Maurer): Ich weiß nicht, lieber Freund, ob die Arbeit da halten wird, ich denke, es fehlt der Kall? Maurer: Gnaden Herr Bürgermeister, er kommt schon in die Rechnung!

Bauernweisheit.

Ein Tyroler Bauer sieht zum ersten Mal die Eisenbahn und im Zug einen Wagon mit Pferden beladen. Als er die letzteren erblickt, weicht das Erstaunen von seinen Zügen, und in dem Tone der Geringschätzung ruft er: „I hob mir's glei denkt, daß sie's ohne Köhler nit dermachen können.“

Der kategorische Imperativ.

„Wenn Sie noch einmal Ihre Schaf' auf meine Schafhut treiben, dann werd' ich's Ihnen zeigen! Auf meiner Schafhut darf nur ich grasen!“

Auflösung des Räthelsprungs Seite 48:

Die Wüste wehen leis und lind, Sie wehn zu dir, du holdes Kind, Sie bringen dir der Schmachts Gruß, Sie hauchen dir der Liebe Kuß.

Sie küßeln das Gebrt dir ja, Mit dem ich gedern ging zur Ruh', Das meine Seele lebend sprach, Als heut' erlöhnt der junge Tag.

V. J. Willagen.

Schachbriefwechsel.

Richter Wiana der Aufgabe Nr. 12 (vor. Jahrg.) erhalten von Hrn. J. R. in Eichstätt, post. an. W. in Streichen, A. v. S. in Prag, G. S. in Romno, W. H. in Liban, J. P. in Hedwigenstoog, C. R. in Katschar und A. R. Schwede in Liban. Hrn. Max v. St. bitte Nr. 13 noch einmal zu prüfen. Oestergate löst. — Hr. D. à Anvers. Votre solution de Nr. 11 est juste. — J. B. Th. in Oroskeniel. Nr. 9 richtig gelöst. — J. St. in Teplich. In Nr. 12 wird 1) F. 2 — E. 3 durch L. 6 nicht E. 7 widerlegt. Hrn. F. Q. in Fulda. Nr. 11—13 richtig gelöst. Aufgabe wird gelöst werden. Herumlischen Gruß. — R. J. G. in Prag. In Nr. 12 darf 1) E. C. 3 nicht E. 4; nach den Gesetzen des Schachspiels nicht gefahren, da ja der schwarze Thurm A 3 den weißen König schlagen könnte. — A. R. W. in W. Mit dem Eintreten des Wetz wird die Partie als unentschieden abgebrochen. — Lieuten. G. P. in Wien. In Nr. 12 geschieht auf 1) F. 2 — F. 3, R. D. 6 nicht E. 7, worauf kein Matt gegeben werden kann.

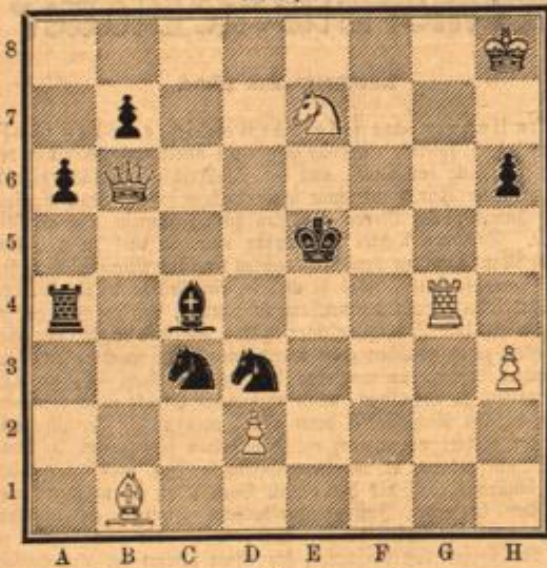
Schach.

(Redigiert von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nr. 2.

Von E. G. B. Valle in Spejla.

Schwarz.



Weiß zieht und zieht mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 1 in Nr. 2:

- 1) T. C1 - E1... 1) E. E2 - D4 oder A.
2) E3 - E4 zieht Matt. A.
1) ... 1) Beliebig anders.
2) D. oder E. zieht Matt.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. B. P. in Odenburg. Wir haben schon vor einigen Jahren solche Tafeln gebracht und möchten jetzt nicht wieder darauf zurückkommen. Ihre Anerkennung hat uns erheit.

Richtige Lösungen von Räthseln, Charaden, Räthelsprüngen etc. sind uns zugegangen von: Frln. Bertha Weiß, Neufahrt; Amande K. Spremberg; Jenny Badle, Brunn; Frau Josephine Mauter, Wien; Hr. R. Heller, Innsbruck; E. Weigel, Straßburg; A. Amert, Waidach; B. Appelt, Pleißen; C. C. Rißmann, Mühlberg.

Hrn. J. Schm. in Karlsruhe. Amherdam, Militärkommando der betreffenden Abteilung.

H. B. in V. Roman ist ein vollständigeres, reicheres, umfassenderes Gemälde des Lebens. Der Anfang breiter, entwickelter, der Schluss mehr ausklingend als bei der Novelle, welche sonstigen auf eine seltene Pointe hinstrebt, und dann dem Leser das Weiterer auszubedenken überlassend, verhältnismäßig kurz schließt. Daher ist bei letzterer die originelle, neue, überraschende Erfindung das Wesentliche, während der Roman doch nicht in dem Grade bedarf. Die Grenzen sind oft schwer zu ziehen und die Kunststriche weichen in ihren Ansichten hier auch von einander ab.

Hrn. Marcus B. in Hamburg. Schwägerl, Schwimmkunst (Veitling, Weber). Ein gedrängtes Büchlein, sehr praktisch, mit 115 Zeichnungen.

Hrn. Otto B. in Stettin. Die 'Chemikerzeitung' (Koburg) oder die 'Industrieblätter' (Berlin) werden Ihnen in diesem Falle gute Dienste leisten.

Frau Emilie G. in Ulm. Bei Spamer in Leipzig erscheint eine solche Literaturgeschichte des deutschen Schriftthums, welche Sie besonders jungen Mädchen unbedenklich in die Hände geben können. Sie ist reich illustriert, wird wohl in Kurzem vollständig sein und O. v. Veitinger hat den Text verfasst.

Jährliche Korrespondenz.

Hrn. A. in W. F. L. in B. B. U. in Glogau. Mehrjähriger Abonnent in P. G. L. in Freiberg. Ohne persönliche Untersuchung von Seiten eines Arztes kann in allen diesen Dingen unmöglich Rath erteilt werden. - Dr. Et.

Antworten.

Auf 34): Geht es, auf den Meeressaum mit einer Silbermünze einen Strich zu zeichnen, der ein wenig Nechlichkeit mit einem Pfeifederstrich hat, so ist der Meeressaum nicht echt. H. R.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Die 'Donna Anna', Roman von Rosenthal-Bonin. Fortsetzung. Ein Held im Hungern (Dr. Henry Tanner). Ein Sommermorgen auf dem Malarsel. Brautwerbung bei den Indianern. Der Tanz des Landesherren, historische Erzählung aus dem vorigen Jahrhundert von Carl Julius. Fortsetzung. Das Mädchen vom fahlen Prinzen. II. - Klüßelchen, Roman nach Emile Richbourg von Emile Socano. Fortsetzung. Die Volk in Schweden. Aus allen Gebieten. - Humoristische Blätter. - Schach. - Kleine Korrespondenz.

Illustrationen: Ein Held im Hungern, Dr. Henry Tanner. Ein Sommermorgen auf dem Malarsel in Schweden. Zeichnung von Rant Ströval. Klüßelchen: 'Es, da, auf Deinem Dremdämel... Blut!' tief das Weib; 'Armer junger Mann!' murmelte Jean Renaud. Das Mädchen vom fahlen Prinzen: Des andern Tages sah er einen großen Zug von Pferden und Kameelen auf die Säule tri-erzjah pkommen. - Zwei Silhouetten.

Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart und Leipzig.

Schillers Werke.

Illustrierte Prachtausgabe.

Mit mehr als 700 Illustrationen erster deutscher Künstler.

Herausgegeben von

Prof. Dr. J. G. Fischer.

Nach Schillers Portrait und Lebensabriß.

Sier Prachtbände, gr. 8.

Fein in Leinwand gebunden mit reicher Verzierung.

Preis 48 Mark.

Das Prachtwerk kann auch nach und nach in 65 Lieferungen à 50 Pfennig oder in 16 Abteilungen à 2 Mark durch jede Buchhandlung in 8-10 tägigen Zwischenräumen bezogen werden.

Diese schönsten aller Schiller-Ausgaben bildet eine der geistreichsten und prächtigsten Festgaben, welche der reifsten Jugend geboten werden können.

Antkündigungen.

In Kustkanten und als Weisband in jeder Dänemark und Skandinavien betr. Angelegenheit (sowohl privater als geschäftlicher Natur) erzieht sich freundlich Oberreit. Ritter v. Frey in Solbing, Dän. NR. Porto 20 Pf.

Advertisement for Hecker & Co., Braunschweig. Includes an image of a steam engine and text describing their products: Bandagen für Hand-, Fuß- und Dampftrieb, Universal-Holzbohrer, Hobel- und Kohlmaschinen amerikan. Konstr. Garantie vorzüglicher Leistung.

Für Männer

Jeden Alters sehr wichtiger Erfindung. - Artztlich begünstigt und empfohlen. Preis 1/2, sowie Prospekt verleiht franco verschlossen gegen Einzahlung von 50 Pf. in Briefmarken. 81 Generalagent Suzzetti in Nürnberg.

Stofferer

heilt sicher Guis Denhardt sen., Burgstr. 14, Wehl. Genase Nr. 1343. Heilvert. durch pers. Erben anerkannt.

Schönheit der Büste und natürliche Formfülle heißt heißt, anerkannt sicher u. gefahrlos der die Diätetisch-therapeutische Anhalt in Baden-Baden. 104

Unentgeltliche Dentung

aller Träume. Naheres gegen Ret. Marke durch 'Thot' voll. Bahnhof Augsburg. 105

Vervollständigung für Spezialitäten in lithographischen Kunst- und verwandten Fächern durch bekannte ausländische Firma. Ch. event. nebst Proben und Preisen unter P. 61646 an Heusenlein & Vogler, Frankfurt a/M. 107

Alle Raucher mache ich hiermit auf vollkommenes Lager feinsten importierter, sowie Bremer Cigarren aufmerksam. Als ganz besonders empfehle Nr. 29 von St. Peter, groß, 1/200, Nr. 30, Havana, 1/200, Preiscourant (Musterform) in 40 Sorten von 25-6000 gratis und franco. Cig. Fabr. Carl Behrens, Bremen. Neu! Klotzlinie Cigarren (R. Patent) in allen Preislagen. 109

Galvanische Niederschläge von den in meinen Journalen 'Neuer Land und Meer' und 'Illustrierte Welt' erschienenen Illustrationen werden fortwährend zum Preise von 10 Pf. pr. Quadrat-Zentimeter abgeben. Stuttgart. Eduard Hallberger.

Verlag von Friedrich Bieweg und Sohn in Braunschweig. 106

Der Fürst aus David's Hause oder drei Jahre in der heiligen Stadt.

Eine Sammlung von Briefen, welche Adina, eine Jüdin aus Alexandria, während ihres Aufenthaltes in Jerusalem zur Zeit des Herodes an ihren Vater, einen reichen Juden in Ägypten, schrieb, und in denen sie als Augenzeugin aller Begebenheiten und wunderbaren Vorfälle aus dem Leben Jesus' von Nazareth von seiner Taufe im Jordan bis zu seiner Kreuzigung auf Golgatha berichtet. Herausgegeben von Prof. J. S. Ingraham, Rektor an der St. Johanniskirche, Mobile. Aus dem Englischen überetzt von A. Henze. Fünfte Auflage. Mit neun Illustrationen in Stahlstich. 8. geb. Preis 4 Mark 60 Pf.

Musikalien-Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart und Leipzig. Sonaten für das Pianoforte.

Herausgegeben mit Bezeichnung des Zeitmasses und Fingersatzes von J. Moscheles, weil. Professor am Conservatorium in Leipzig.

L. van Beethoven's sämtliche Sonaten.

- Sonate Nr. 1. op. 2. F moll. M. - 50.
do. Nr. 2. op. 2. A dur. - 60.
do. Nr. 3. op. 2. C dur. - 75.
do. Nr. 4. op. 7. Es dur. - 75.
do. Nr. 5. op. 10. C moll. - 50.
do. Nr. 6. op. 10. F dur. - 50.
do. Nr. 7. op. 10. D dur. - 60.
do. Nr. 8. op. 13. C moll. (Sonate pathétique) - 60.
do. Nr. 9. op. 14. E dur. - 40.
do. Nr. 10. op. 14. G dur. - 50.
do. Nr. 11. op. 22. B dur. - 75.
do. Nr. 12. op. 26. As dur. (mit dem Tränenmarsch) - 60.
do. Nr. 13. op. 27. Es dur. (Sonate quasi una fantasia) - 50.
do. Nr. 14. op. 27. Cis moll. (Mondscheinsonate) - 50.
do. Nr. 15. op. 28. D dur. (pastorale) - 75.
do. Nr. 16. op. 31. G dur. - 90.
do. Nr. 17. op. 31. D moll. - 60.
do. Nr. 18. op. 31. Es dur. - 75.
do. Nr. 19. op. 49. G moll. - 40.
do. Nr. 20. op. 49. G dur. - 40.
do. Nr. 21. op. 53. C dur. - 90.
do. Nr. 22. op. 54. F dur. - 50.
do. Nr. 23. op. 57. F moll. (appassionata) - 90.
do. Nr. 24. op. 78. Fis dur. - 40.
do. Nr. 25. op. 79. G dur. (Sonatine) - 40.
do. Nr. 26. op. 81. Es dur. (charakteristische [adieu, absence, retour]) - 50.
do. Nr. 27. op. 90. E moll. - 50.
* Leichte Sonaten.

L. van Beethoven.

- Sonate Nr. 28. op. 101. A dur. M. - 60.
do. Nr. 29. op. 106. B dur. (Sonate für Hammerklavier) - 1. 50.
do. Nr. 30. op. 109. E dur. - 60.
do. Nr. 31. op. 110. As dur. - 60.
do. Nr. 32. op. 111. C moll. - 75.

W. A. Mozart's

sämtliche Sonaten, Fantasien, Rondos &c.

- Sonate Nr. 1. C moll. M. - 75. (Fantasie und Sonate)
do. Nr. 2. op. 111. A moll. - 50.
do. Nr. 3. D dur. - 50.
do. Nr. 4. op. 62. B dur. - 60.
do. Nr. 5. C dur. - 50.
do. Nr. 6. A dur. - 50.
do. Nr. 7. op. 112. C dur. - 40.
do. Nr. 8. G dur. - 50.
do. Nr. 9. C dur. - 50.
do. Nr. 10. Es dur. - 40.
do. Nr. 11. B dur. - 50.
do. Nr. 12. op. 6. F dur. - 60.
do. Nr. 13. op. 6. C dur. - 60.
do. Nr. 14. F dur. - 40.
do. Nr. 15. B dur. - 60.
do. Nr. 16. D dur. - 75.
do. Nr. 17. F dur. - 75.
do. Nr. 18. D dur. - 50.
do. Nr. 19. F dur. - 40.
do. Nr. 20. B dur. - 50.
Nr. 21. 3 Fantasien - 75.
Nr. 22. 3 Rondos - 80.
Nr. 23. Ouverture, Adagio &c. - 60.
* Leichte Sonaten.

Jedem einzelnen Werke ist die Bezeichnung des Zeitmasses und Fingersatzes, sowie am Schlusse desselben instruktive Erläuterungen nebst seiner Charakteristik und Zergliederung beigegeben, welche wesentlich zum Verständniss und zur richtigen Wiedergabe der betreffenden Tonschöpfung mit beitragen. Diese Ausgabe vereinigt Schönheit und Korrektheit mit aussergewöhnlicher Billigkeit. Sie kann, und das ist ihr ganz besonderer Vorzug, in Beziehung auf die Ausstattung, die Grösse und Lesbarkeit der Noten mit den theuersten Ausgaben jeden Vergleich aushalten, ist dabei aber so billig, dass sie bezüglich des Preises nur von den ganz billigen Ausgaben unterboten wird, bei denen der Notendruck sehr zusammengedrängt, daher un schön und schwer lesbar ist.

Zu beziehen durch alle Buch- und Musikalienhandlungen des In- und Auslandes.

Advertisement for Versandt-Geschäft MEY & EDLICH, Leipzig. Includes text: Das Versandt-Geschäft MEY & EDLICH, Leipzig. Specialitäten des Versandt-Geschäfts MEY & EDLICH, Leipzig: Mey's Stoffkragen, Manschetten und Vorhemdchen, Manschettenknöpfe mit Eindrehfuss und Feder, Bunte Satin-Gravatten für Herren, Rüschen von Tüll, Mull, Gaze etc. für Damen, Shirts, Chiffons und Hemdentuche, Rein leinene Taschentücher für Damen, Herren und Kinder, Schwarze Seidene Gravatten für Herren und Knaben, Weisse Batist-Gravatten für Herren, Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei geliefert und zwar innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark. Briefmarken aller europäischen Länder werden in Zahlung genommen. Illustrierte Preiscurante werden auf Verlangen an Jedermann gratis und franco versandt. Das Versandt-Geschäft MEY & EDLICH, Leipzig, garantiert und verschickt nur beste Waare, selbst vom kleinsten Quantum an, zu den billigsten Preisen. Briefe, Anfragen und Aufträge sind zu richten an das Versandt-Geschäft MEY & EDLICH, 9 Neumarkt, Leipzig.